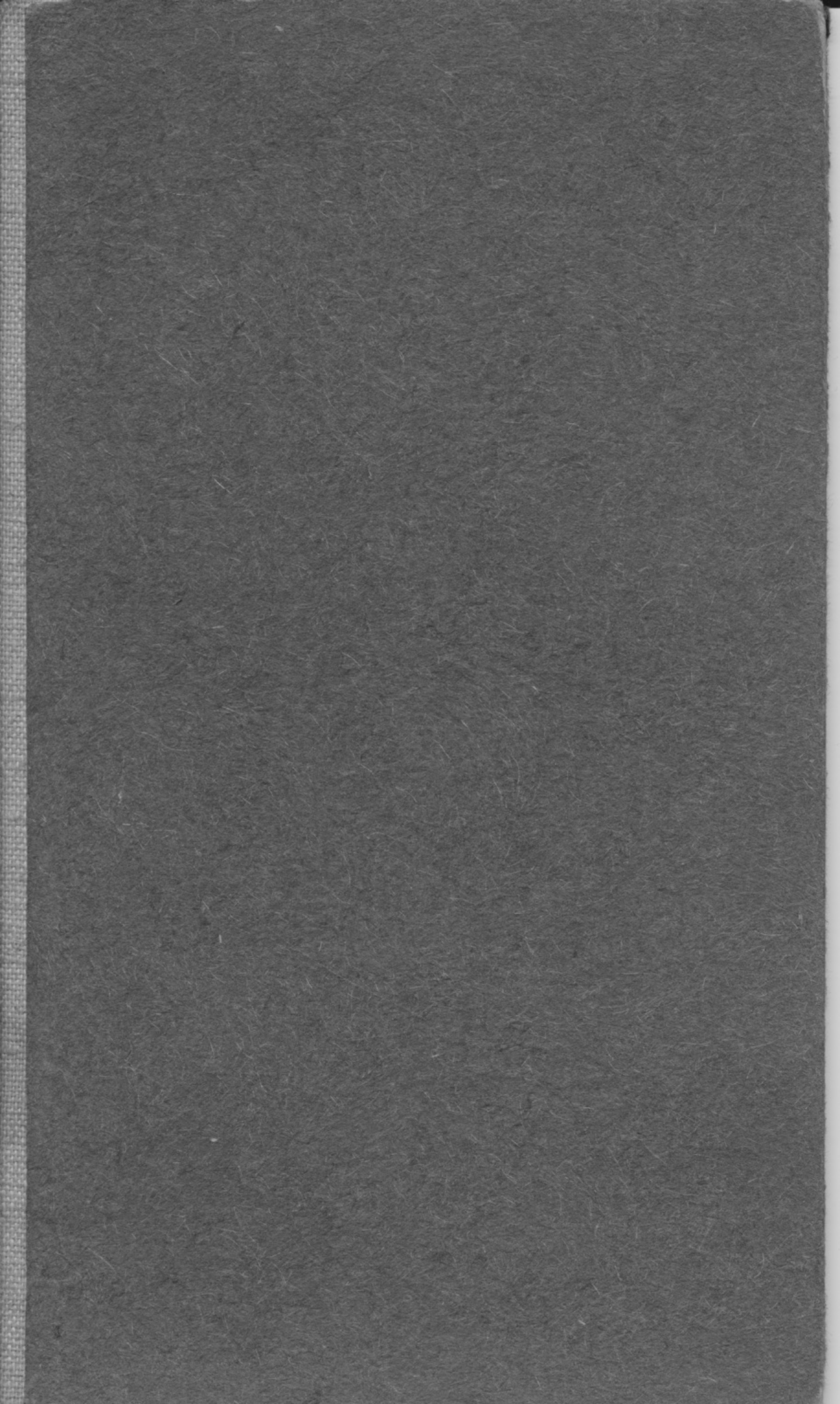
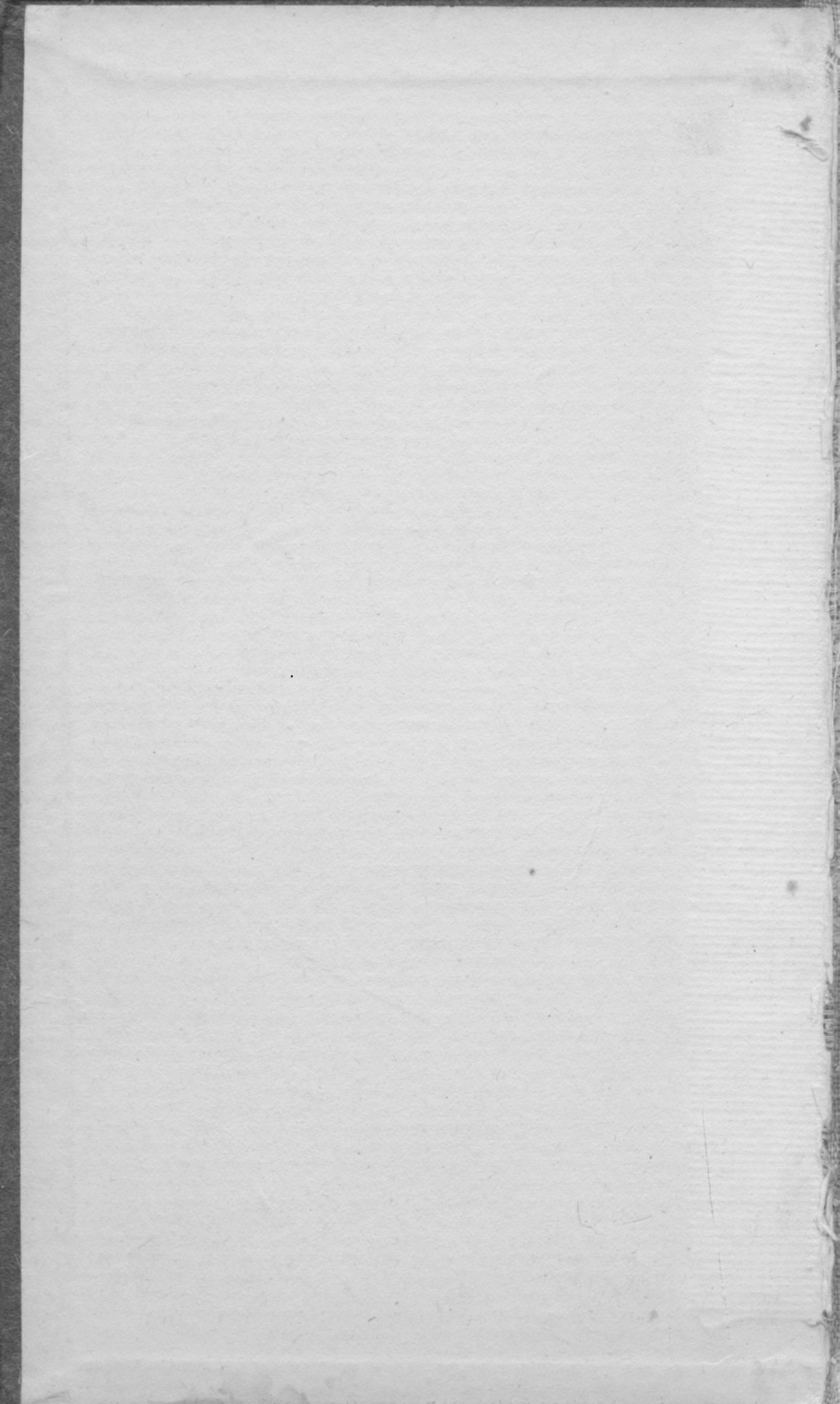
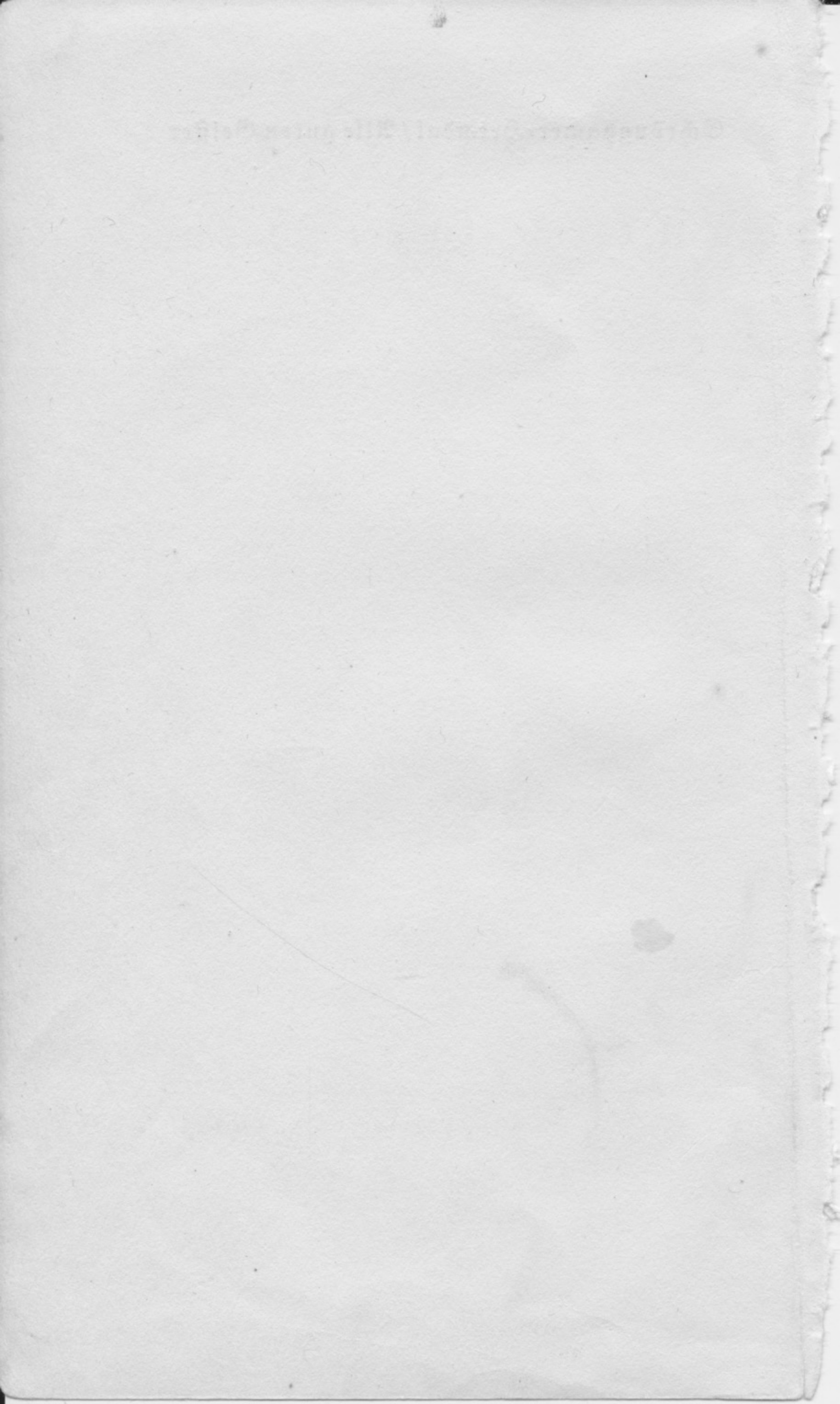




Schrönghamer-Heimdal / Alle guten Geister



Inhalt

Zum Geleit

Wer glaubt heute noch an Geistergeschichten? Niemand, es sei denn, daß dem einen oder andern selber schon etwas begegnet ist, was er sich nicht erklären konnte. Geistergeschichten passen auch nicht in das Zeitalter der Bubiköpfe und Bembergstrümpfe. Und wenn doch noch Ähnliches vorkommt, man erzählt es nicht mehr, aus Angst, von den aufgeklärten Zeitgenossen ausgelacht zu werden. Aber die Alten, die vom modernen Aufklärícht noch nichts wußten, die mit beiden Beinen fest im heimatlichen Mutterboden standen, deren Sinne noch voll erschlossen waren für das Walten der Überwelt, diese Alten glaubten noch baumfest an solche Geschehnisse, und sie glaubten, weil sie wußten: Sie hatten diese Begebenheiten selbst erlebt, mit eigenen Augen gesehen, am eigenen Leibe verspürt, so daß Täuschungen und Zweifel ausgeschlossen sind. Die Alten wußten nichts von Redensarten und Prahlersprüchen; was sie sagten, war kernige, vollwertige Wahrheit. Und wenn einmal einer flunkerte, dann geschah es so handgreiflich, daß sich jeder Zuhörer seinen Reim darauf machen konnte.

Ich habe als junger Mensch daheim in allen Winterstuben herumgehorcht, wo solche selbsterlebte Geistergeschichten erzählt wurden. In späteren Jahren habe ich sie mir aufgeschrieben, ahnend, daß solches Volksgut mit der zunehmenden Verflachung auch des Dorflebens unwiderbringlich verloren sei.

Stets galt mir als Prüfstein für die Wertigkeit und Glaubwürdigkeit dieser Geistergeschichten der eine Umstand, daß die Art der Erscheinungen, der

Geräusche, der Wirkungen auf den Erlebenden überall gleich oder ähnlich war, auch in anderen Gegenden der näheren und weiteren Heimat, woraus mir eine gewisse Gesetzmäßigkeit auch im Walten der übersinnlichen Welt zu erhellen scheint. Nichts besteht ohne Form, als Ausdruck des inneren Wesens, und wenn diese Erscheinungsformen überall gleich oder ähnlich wahrgenommen werden, so müssen sie auch wirklich wahr sein, einer Wirklichkeit entsprechen, wie die gewöhnlichen Dinge des Alltags.

Die Geistergeschichten, die diesen Voraussetzungen entsprechen, können also in der Regel Glaubwürdigkeit beanspruchen, wenn sie von sonst wahrheitsliebenden Leuten als selbsterlebt erzählt wurden, besonders dann, wenn eine ganze Reihe von solchen Personen die gleichen oder ähnliche Erlebnisse aus der uns für gewöhnlich verschlossenen Geisterwelt berichtet.

Im übrigen steht es jedermann frei, von diesen Geschichten zu halten, was man will. Keim und Kern derselben sind mindestens so wahr wie die Ergebnisse einer Forschungswissenschaft, wobei es nichts verschlägt, daß diese geistige Welt des Spukes und der Gespenster wissenschaftlich noch nicht durchforscht worden ist und vielleicht auch nicht durchforscht werden kann.

Wer selbst Ähnliches erlebt hat, wird diese Gespenstergeschichten nicht nur als gewichtige Bestätigung seiner eigenen Erlebnisse sondern auch als Sachbeweis für die Tatsächlichkeit solcher Geschehnisse und Erscheinungen zu werten wissen.

Wer im Leben unserer Heiligen halbwegs zu Hause ist, kennt auch die Tausende von ähnlichen Geisterer-

scheinungen, die darin ihre berechtigte Rolle spielen. Und was unser gläubiges Volk betrifft, wie es früher wenigstens war: gesund, sachlich, wahrheitsliebend, so steht mir aus vielfältiger Erfahrung das eine fest: Dieses Volk erfindet nichts, was ihm nicht von außen als Wirklichkeit entgegenkommt. Die Spukgestalt am verrückten Markstein ist so wenig Hirngespinst wie der Rabe am Feldrain. Dabei kann es wegen der Glaubwürdigkeit keinen Unterschied machen, daß der Rabe einem täglich wahrnehmbaren Blickbereich zugehört, während das Gespenst aus einer Welt kommt, die wir für gewöhnlich nicht wahrnehmen.

Wir sehen auch den Löwen nicht, der in der afrikanischen Steppe haust, und dennoch glaubt jedes Kind an seine Wirklichkeit. Warum glauben wir nicht an den büßenden Schatten am Markstein, den die Unsrigen wirklich und wahrhaftig gesehen haben, während uns ein lebendiger, freier Löwe noch nicht zu Gesicht gekommen ist?

Daß solche Erscheinungen auch heute noch geschehen und immer wieder geschehen werden, dafür gibt diese Sammlung Beweise genug an die Hand. Denn auch heute noch gelten Goethes Wahrworte:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist tot, dein Herz ist zu."

Der Verfasser

Spukgeschichten

Wenn draußen der Schneesturm um die Hoftore pfiff und drinnen in der warmen Winterstube der Kachelofen purrte, wenn die Dirnen auf den Wandbänken hin ihre Spinnräder ruhen ließen und die Mannsbilder auf der Ofenbank ihre Drischeln geflickt hatten, da erhob sich wohl eine Frage aus der Runde der Waldleute:

„Weiß denn keiner was? Etwa eine Spukgeschichte?"

Da flackerte wohl das Flämmchen des Holzspanes wie ein Irrlicht auf — die Dirnen rückten schon gruselnd zusammen. Ich aber zog die Beine schaudernd unterm Tisch hervor auf die Bank, nicht daß mich ein Unhold in die Zehen zwicke.

„Knauer", fragt der Großknecht, „wie war's damals in der Bärnklau mit den vielen Hasen?"

„Ich erzähl' die Geschicht' nicht gern", meint der Knauer, „ich hab' das erstemal schon genug gehabt . . . Aber nun, wenn es sein muß . . . Ich bin ein blutjunger Kampl gewesen damals und hab' nur eine Leidenschaft gehabt — das Jagen. Ja, Buam, das Büchserl war meine einzige Freud'. Beim Tag hab' ich gearbeitet wie ein Erntecknecht, bei der Nacht aber bin ich hinausgeschloffen mit meinem Abschraubstutzen. Und da geh' ich halt in einer wunderschönen, mondscheinigen Samstagnacht in die Bärnklau auf einen Waldhasen, den ich mir gewußt hab', ein Mordslackel Has', Leut', wie ein halbes Kaiberl. Bei der großen Kronwittstauden auf der Langwies' stell' ich mich an. Ich steh' noch kaum, da hoppelt der Has' schon daher. So, Bür-

scherl, denk' ich mir, jetzt hat dein letztes Stünderl geschlagen ... Auf dreißig Gäng' leg' ich an — bums! Da liegt der Has' — denk' ich mir! Aber wer nicht liegt, ist der Has' — und ich weiß ganz gewiß, daß ich ihn auf den Tod getroffen hab'. Der Has' hoppelt weiter, als wenn ich überhaupt nicht geschossen hätt'. Wie ich mich über die Geschicht' eine Weile wundere, kommen aus der Bärnklau heraus zwei Hasen, schön nebeneinander wie zwei Zwillinge. Na ja, denk' ich mir, ist auch recht. Ist's der eine nicht, sind's die zwei. Bis auf zwanzig Schritt' laß ich sie her, nachher druck' ich los! Juhu! Eine Doublette, wie die Jager sagen. Aber nix ist's. Die zwei Hasen lackeln an mir vorbei, als wenn ich gar nicht da wär'. Was ist denn das heut'? denk' ich mir, aber da kommen aus dem Bärnklauhölzl drei Hasen daher, ganz dicht beisammen, daß man sie auf einen Schuß umlegen kann. Richtig, ich schieß wieder, aber wieder ist's nichts. Jetzt graust mir schon ... Und nachher kommen vier, fünf, sechs Hasen aus dem Hölzl daher, und wie ich auf- und umschau, wimmelt's um meine Kronwittstauden herum vor lauter Hasen, und aus dem Hölzl rumpeln alleweil noch mehr daher ... Brüderl, jetzt hab' ich mich ausgekannt! Der Schwitz ist mir unterm Hut herabgeschossen, weil ich nicht mehr gewußt hab', wo aus und an. Denn daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht, das kennt ein Kind. Ich muß's sagen, wie's ist: Ich war in meinen jungen Jahren damals ein rechter Unchrist, der Letzt' in die Kirchen hinein und der Erst' heraus, und bei der Predigt allemal geschlafen, versteht sich, weil ich ja bei der Nacht mit dem Büchserl alleweil

draußen war. Und ich hätt' mir's niemals nicht träumen lassen, daß ich in so jungen Jahren schon Unsere Liebe Frau anrufen müßt' — aber damals bin ich halt doch rufend worden. Denn die Hasen sind alleweil mehr geworden und alleweil näher sind sie um mich herum. Und da hab' ich mich halt in meiner Not verschworen: „Unsere Liebe Frau, hilf mir! Nur heut' laß' mich noch auskommen! Meiner Lebtag rühr' ich keinen Stutzen mehr an, wirst es sehen, überhaupt in keiner Samstagnacht mehr!" Und nachher rumple ich aus der Kronwittstauden heraus und reis' heimzu, aber alleweil hör' ich's, wie das Regiment Hasen hinter mir hertrabbelt. Erst beim Wetterkreuz am Sandfeld hab' ich sie abgestreift. Ich aber bin in einem Saus heim und zum Häuslseppen hinein in die Stuben, weil er noch ein Licht gehabt hat, und hab' ihm das Stutzerl hingeschmissen: ‚Sepp, heb's auf! Meiner Lebtag rühr' ich's nicht mehr an!'

„Wahr ist's!", sagt der Häuslsepp, der Steinalte, „ausgeschaut hat der Knauer damals wie der Tod von Ötting. Und Wort hat er auch gehalten. Er hat das Jagern gut sein lassen. Und das war vielleicht sein Glück. Ich weiß einen Fall, der nicht so gut hinausgegangen ist. Ich hab' bei der Militari einen Kameraden gehabt, ein Kerl wie ein Baum. In Landau in der Pfalz sind wir gestanden als Kanonier', weil dieses Landau zur selbigen Zeit noch eine Festung gewesen ist. Zwölf Jahr' haben wir damals halten müssen, Eisenbahn hat's noch keine gegeben — mein Gott, waren das Zeiten . . . Also gut, mein Kamerad, Hannsjörgel hat er geheißen, von der Ranfelser Pfarr' war er daheim, ist auch

so ein leidenschaftlicher Wildjäger gewesen, und so geht er an einem Karfreitag einmal auf eine Wildkatz'. Die Kirchenleut, denen er begegnet ist, haben ihn verwarnt. ‚Hannsjörgel', haben sie gesagt, ‚am heiligen Karfreitag willst schießen? Das geht nicht gut hinaus, merk dir's!'"

‚Ah was!' hat der Hannsjörgel gelacht und trabt weiter — und schießt richtig die Wildkatz am heiligen Karfreitag. Wie er den Kirchenleuten auf dem Heimweg wieder begegnet ist, zeigt er ihnen die Wildkatz und lacht wieder: ‚So, ist mir etwa etwas geschehen? Ihr mit eurem Aberglauben . . .'

‚Lach erst, wenn die Glocken wieder läuten!' verwarnt ihn eins. Aber der Hannes lacht wieder, nimmt die tote Wildkatz wieder über die Achsel und trabt heimzu. Auf einmal hören die Kirchenleut einen Schrei, und wie sie umschauen, liegt der Hannsjörgel maustot da. Hat ihn nicht die tote Wildkatz erwürgt? Die Wildkatz war so wenig etwas Rechtes wie dem Knauer seine Hasen in der Bärnklau . . . Ja, Buam, das sind so Geschichten . . . Seitdem heißt's auf dem Haus vom Hannsjörgel beim ‚Katzljager'. Kann's jeder erfragen draußen in der Ranfelser Pfarr'."

„Mir ist auch einmal etwas passiert", sagt der Tremmel Kaspar, „auch ganz etwas Scheusames. Hab's noch keinem Menschen verzählt . . . Ich bin damals Großknecht gewesen beim Weigl und bin auch gern aufs Wild gangen — ganz heimlicher Weis'. Und einmal geh' ich in einer Rauhnacht aufs Bühl hinauf mit dem Büchserl. Strohschuh hab' ich angehabt, weil's bitterkalt gewesen ist, und stell mich bei den Haselstauden an. Dauert nicht

lang, kommt schon ein Has' daher, pfeilgrad auf mich zu. Ich richt' mich schon zum Schießen, da seh' ich ober mir im Gestaude ein Mannsbild stehen, der auch auf den Hasen anlegt. Auweh, denk' ich mir, wenn das der Jager ist, nachher ist's gefehlt um dich . . . Schießen trau' ich mir nimmer, und der Has' ist schon so nah bei mir, daß er schon an meinen Strohschuhen schrefelt. Jetzt kann's dich 's Leben kosten, Kaspar, denk' ich mir, wenn der ander droben schießt und trifft nicht gut. Richtig kracht's auch schon, und der Has' liegt maustot vor meinen Füßen. Wie ich mein Leben behalten hab', ist mir auch die Schneid wieder kommen, und da hab' ich mir denkt: Jager, oder wer du sonst bist, den Hasen sollst mir nit kriegen, der gehört mir! Gesehen hast mich noch nicht und kennen tust mich auch nicht, weil ich einen Wergbart hab'. Wenn du jetzt daherkommst und buckst dich um den Hasen, nachher stoß' ich dich in den Schnee hinein und spring mit dem Hasen davon. Richtig, der Jager, ein ganz schwarzer Gesell, lackelt schon daher und hebt mir den Hasen von den Füßen weg. Da geb' ich ihm einen Stoß ins Genick, daß ich mein', es zerrennt ihn ganz und gar. Aber was ist's? Ich stoß' in die Luft — und auf einmal ist kein Jager und kein Has' da. Wie weggeblasen! .. Mein Lieber, da bin ich aber heimgezottelt, und die Haar' sind mir geberg gestanden, daß's mir die Pelzhauben derhebt hat. Und alleweil hab' ich wieder umgeschaut, ob mir der Jager nicht nachsteigt. Aber ich hab' nichts mehr gehört und nichts mehr gesehen."

„Ja mein", sagt der Häuslsepp, „das ist ein Blendwerk gewesen, aber kein gutes. Kennst dich

aus, Kaspar, wer der Jager in der Wirklichkeit gewesen ist?"

„Ich kann mir's schon denken . . ."

„Man nennt den Namen nicht gern . . . Aber als Jager geht er häufig . . .

Oft einmal kommt er auch als Hund daher, wie selbiges Mal, wie ich mit dem Peterbauer Michl auf die Tanzmusik wär' . . . Ich bin damals beim Peterbauern noch ein Hüterbub gewesen, und der Michl hat in Germannsberg beim Rinicher Kloster drinnen eine Hochzeiterin gehabt. Und weil dort Tanzmusik gewesen ist, laßt halt der Michl gar nit aus: ‚Geh mit, daß ich nicht allein bin; ich halt dich zechfrei.' Mit lauter Betteln und Benzen bin ich halt doch mitgegangen. Wie wir bei stockdunkler Nacht auf die Schlager Höh' hinaufkommen, lauft vor uns auf einmal ein großer, schwarzer Hund daher; ein Hund wie ein Stierkaibl. ‚Michl', sag' ich, ‚siehst den schwarzen Hund?' Der Michl sieht nichts. Aber der Hund ist da, nur ein paar Schritte vor uns. Wenn wir stehen geblieben sind, ist er auch gestanden; wenn wir gegangen sind, ist er auch gegangen. Da hat mich halt doch die Wut gepackt, und ich hau' dem Hund den Stecken ums Kreuz. Hab' ich gemeint . . . Aber ich hab' bloß auf die gefrorene Straßen aufgetroffen und mir die Arme so derprellt, daß ich ein zweitesmal nimmer zuhauen hätt' können. Und der Hund ist alleweil noch dagewesen. Jetzt hat mir aber gegraust. ‚Michl', sag' ich, ‚geh' allein. Ich kehr um . . .'

‚Kehrst halt um', sagt der Michl, ‚weil ich jetzt grad den Hund selber seh'. Der wird mich schon richtig hineinführen auf Germannsberg.'

Und er hat ihn auch hineingeführt.

Was ist's gewesen? Der Michl ist auf der Tanzmusik wegen seiner Hochzeiterin mit den Germannsberger Buben ins Raufen gekommen. Den ganzen Tanzboden hat er ausgeräumt, der Michl mit seiner Bärenkraft. Aber der letzte, den er hinausfeuert, rennt ihm das lange Messer in die Brust, daß er inwendig verblutet wär', wenn ihm nicht ein Musikant das Blut mit dem Trompetenmundstück alleweil herausgesogen hätt'. . . Das hat er gehabt von der Tanzmusik. Ja, mein Lieber, der schwarze Hund . . . Ich weiß, was ich weiß . . . Und was ich selber erlebt hab', lass' ich mir nicht nehmen. Ein ganzes Buch könnt' ich vollschreiben . . ."

Das schwarze Büchl

Ich bin damals Sagschnitter gewesen in der Kraftmühle hinten am Wald, wo das Röhrnerbachl aus den Bergen kommt. Eigentlich bin ich erst so ein Aushelfer gewesen, weil der Rankl Kaspar eh' der Schnitter gewesen ist, aber ich bin nachher bald auf seine Stelle gekommen.

Wie das zugegangen ist, das will ich jetzt erzählen.

Die Alten werden den Rankl Kaspar noch gut gekannt haben, ist ein kerniger Kund' gewesen, der keinen Teufel gescheut hat, und geheißen hat es alleweil schon, daß der Kaspar ein schwarzes Büchl hat, mit dem er Geld machen und allerhand Zauber ausüben kann. Geld hat er ja alleweil genug gehabt, der Kaspar, und kein Mensch hat gewußt, woher. Ganze Zechen hat er oft freigehalten in den Wirtshäusern.

Na ja, das vom schwarzen Büchl hat sich nachher bald bewiesen.

Mir ist schon alleweil aufgefallen, daß der Kaspar in keine Kirche gegangen ist. Das heißt, gegangen ist er wohl, denn die Müllersleut' hätten so was nicht gelitten, aber droben am Schwendhübel, wo der Weg ins Kirchdorf abzweigt, ist er allemal verschwunden, wie weggeblasen. Ich hab's schon lang gespannt, daß der Kaspar während dem Hochamt daheimsitzt im Sagkammerl mit dem schwarzen Büchl, aber ich hab' nichts verlauten lassen, denn erstens hat's mich nichts angegangen und zweitens hätt' ich's auch nicht für gewiß behaupten können. Überhaupt hätt' ich den Kaspar nicht verraten mögen, denn zu mir ist er alleweil recht kameradschaftlich gewesen. Die gute Seite hat er gehabt. Er hat auch sonst nichts Unrechtes getan, nur das schwarze Büchl halt . . .

Es ist halt doch aufgekommen.

An einem Fronleichnamstag ist's gewesen, ich weiß es noch wie heut', da hat's dem Kaspar am besten gepaßt, weil er ganz allein daheim war, denn alles ist ausgeflogen gewesen zur Prozession, auch die Müllerin und die Kinder.

Ich und der Müller gehen bei der Prozession mit den Veteranen, versteht sich, wo wir zwei mit dem Napoleon noch in Rußland mitgewerkt haben, bis die Geschichte schief ausgegangen ist — und wie nachher auf der Posthalterhöh' das erste Evangelium ist, da gibt's mir einen Riß, als wenn mich einer hinten ins Genick hineinhaute, aber schon ganz damisch, und der Müller, der neben mir steht, schaut mich auch so verdreht an und sagt: „Jetzt hat mich etwas gestoßen."

Ich denk' aber gleich, wie's sein will, an den Kaspar und sein schwarzes Büchl und sag' zum Müller: „Reisen wir ab! Daheim im Sagkammerl stimmt etwas nicht. Der Kaspar halt, der Kaspar . . ."

Der Müller kennt sich auch gleich aus und so drücken wir uns halt verstohlen hinter die Stauden, denn an so einem Tag mag man doch kein Aufsehen machen. Aber nachher springen wir, was wir springen können. Wie wir zu der Mühl' hinkommen, ist halt der Kuckuck schon los. Die Waldbäum' biegen sich mit dem Gipfel bis zum Boden nieder und ein Spektakel ist wie am Jüngsten Tag. In der Luft ist ein scheusames Schauern wie bei einem Wirbelsturm, und ist weitum kein Wölkerl am Himmel. Die Säge ist gegangen wie närrisch — und ist doch das Werk abgestellt gewesen! So ist die Säge von selber gegangen und die Blöcher sind von selber auf den Bock gerollt. Kaum ist ein Bloch ans Blatt gekommen, ist's schon geschnitten gewesen auch, auch dort, wo das Sägeblatt nicht einmal hingestreift hat. Ritsch, ratsch, ritsch, ratsch — sind die Läden hergefallen und haben sich selber zum Stoß aufgeschichtet!

Durch den Spektakel müssen wir durch, ich und der Müller, zum Sagkammerl, und wie wir schon vor der Tür stehen, können wir keinen Schritt mehr weiter. Wir treten und tremmeln, aber keiner kommt vom Fleck, ich nicht und der Müller auch nicht, und die Sägmühle zittert schon, als ob sie alle Augenblick einstürzen möcht'.

Wir rufen alle Heiligen an, daß sie uns helfen, aber erst, wie im Kirchdorf drüben beim zweiten Evangelium die Böller krachen, geht die Türe zum Sagkammerl von selber auf, und da sehen wir halt

den Kaspar über dem schwarzen Büchl. Dagelegen ist der Kund' wie maustot. Der Müller packt gleich das Büchl und fangt das Lesen an, rückwärts natürlich, denn sonst hätt' er den Teufelsspuk nicht bannen können. Ich hab' mich über den Kaspar hergemacht und bald hätt' ich ihn nimmer zum Leben gebracht. Die Augen hat er so verdreht gehabt, daß man bloß mehr das Weiße gesehen hat, und der Schaum ist ihm vor dem Mund gestanden wie einem wünnigen Hund.

Den Kaspar hätt' ganz gewiß der Teufel geholt in der Stund', wenn nicht ich und der Müller noch recht gekommen wären zu der Gaudi. Aber so hat der Müller den Spuk gebannt, und ich hab' mit lauter Rütteln und Schütteln den Kaspar wieder halbwegs zum Leben gebracht. Denselben Tag noch hat der Kaspar beichten müssen, und das schwarze Büchl hat der Müller dem Pfarrer mitgegeben, daß er's verbrennt oder dem Papst auf Rom schickt, weil's geheißen hat, daß man das mit dem schwarzen Büchl tun muß.

Der Kaspar, kaum hat er sich bekehrt gehabt, hat auch aus dem Haus müssen. Die Müllersleut' haben ihn nicht mehr geduldet, er hat auch zu der Arbeit nichts mehr getaugt, und da kann man's sehen, daß er die meiste Zeit die Blöcher mit dem schwarzen Büchl geschnitten hat.

Auf die Weis' bin ich nachher auf dem Kaspar seine Stell' gekommen und Sagschnitter worden in der Kraftmühle.

An dem Tag aber, wie der Kaspar fort ist aus der Mühle, rumpelt ein Bloch vom Stoß herab und schlagt mir den rechten Fuß ab. Ganz gewiß hat mir

das der Teufel getan aus Rach', weil ich ihm dem Kaspar seine Seel' nicht vergönnt hab, wie ich ihn wieder zum Leben gebracht hab' an dem Fronleichnamstag.

So hab' ich meiner Lebtag ein Andenken an den scheusamen Tag und das schwarze Büchl, und einen Spitznamen hab' ich noch dazu, denn seitdem heißt mich alles bloß den hinkenden Eibl, weil mir der Bader den Fuß schief geschient hat.

So was kannst haben von so einer Lumperei!

Um das hab ich's tun können . . .

Vorgesicht

Es war in vorgerückter Stunde.

Wir sprachen von der Möglichkeit, ob sich die übersinnliche Welt in Erscheinungen den Sterblichen zeigen könnte, und kamen dabei in lebhaftes Für und Wider. Die einen hatten schon etwas gesehen, was nicht mit rechten Dingen zuging; das waren die Gläubigen. Die anderen hatten noch nichts gesehen und lehnten deshalb jede Möglichkeit solcher Erscheinungen ab. Das waren die Ungläubigen. „Meine Herren", erhob jetzt der alte Direktionsrat, der zu unserer täglichen Stammtischrunde zählte, seine Stimme. „Ihr Meinungsaustausch ist zwecklos und führt zu nichts. In diesen Dingen entscheidet nicht der spekulative Verstand, sondern das tatsächliche, einwandfrei erwiesene, also sozusagen wissenschaftliche Erlebnis, die Erfahrungstatsache.

Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich seinerzeit auch zu den Ungläubigen zählte, die jede Möglichkeit eines übersinnlichen Erlebnisses ablehnten, bis

ich durch eigenste Erfahrung gründlich bekehrt wurde. Dieses Erlebnis fand sogar hier in diesem Wirtsgarten und an eben diesem Tische statt, an dem wir uns allabendlich freundschaftlich zusammenfinden. Es war ein richtiges Vorgesicht, eine Erscheinung, die ich zwar sehen und hören, aber nicht erklären konnte.

Es gibt zwar in der gewöhnlichen sichtbaren Welt, also in der sogenannten Wirklichkeit, Dinge genug, die wir mit allen Sinnen wahrnehmen, aber nicht erklären können. Wer von Ihnen kann mir sagen, was Elektrizität ist? Also . . ."

Nach einer Pause fuhr der Direktionsrat fort:

„Meine Herren, ich glaube nicht, daß Sie einen Zweifel an der Tatsächlichkeit meines Erlebnisses aufkommen lassen. Immerhin ist es gut, wenn man in solchen ungewöhnlichen Fällen mit einwandfreien Zeugen aufwarten kann, die — jeder Sinnestäuschung enthoben — Augen- und Ohrenzeugen dieses Vorgesichtes waren, das wir hier an diesem Stammtische im Wirtsgarten des Gasthofes „Zur Eisenbahn" in Passau erlebten.

Diese Zeugen sind noch alle am Leben, wenn auch als Beamte in alle Winde zerstreut, und können das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, aus eigener Anschauung bestätigen. Einer von diesen Zeugen weilt sogar noch heute unter uns. Es ist Herr Dorner, der Besitzer dieses Gasthofes . . ."

Herr Dorner war, als er seinen Namen hörte, herangekommen und gab mit ernstem Nicken seine Zustimmung. Er rückte sich einen Stuhl heran, und der Direktionsrat, der Senior unserer Tafelrunde, erhob seine Stimme von neuem.

Unsere Spannung war aufs höchste gestiegen. Wußten wir doch, daß der Direktionsrat niemals flunkerte und auch sonst ein Mann war, der jeder Erscheinung auf den Grund zu gehen pflegte und sich niemals einer Selbsttäuschung hingab. Das nämliche wußten wir auch von Herrn Dorner, dem Mitzeugen des seltsamen Erlebnisses, das sich auf seinem eigenen Grundstück und der daran vorbeiführenden Bahnhofstraße abspielte.

„Es war einige Jahre vor dem Weltkriege", fuhr der Direktionsrat fort, „als wir hier unseren Stammtisch gründeten. Seine Mitglieder waren, wie ich, hauptsächlich Bahn- und Postbeamte. Wir waren mit Herrn Dorner, unserem Herbergsvater, gerade zwölf an der Zahl."

„Bis der Dreizehnte kam . . ."

„Ja, meine Herren, der Dreizehnte . . . Erschrekken Sie nicht, ich glaube nicht, daß die harmlose Dreizehn eine Unglückszahl ist. Immerhin ist es ein merkwürdiger Zufall, daß sich dieses Vorgesicht gerade auf den Dreizehnten bezog, den wir in unsere Tafelrunde aufgenommen hatten.

Dieser Dreizehnte war der Sohn eines rheinischen Fabrikanten, der beim sechzehnten bayerischen Infanterieregiment, das damals hier seinen Standort hatte, sein Einjährigenjahr abdiente.

Es war ein lieber, geweckter Junge, der allabendlich hier seine Mahlzeit einnahm. Da er fremd in der Stadt war, saß er immer mutterseelenallein an dem Tisch da drüben — ich meine, ich sehe ihn heute noch dort sitzen — bis wir uns seiner erbarmten und ihn an unseren Stammtisch einluden.

Dieser Einladung kam er mit Freuden nach.

Von nun an waren wir dreizehn Mann hoch, was zur Folge hatte, daß unser Stammtisch von den anderen ständigen Gästen hier als Tafelrunde zur „Unglückszahl" bezeichnet wurde. Wir machten uns aber blutwenig aus diesem schmückenden Beiwort, bis ein seltsames Ereignis die „Unglückszahl" zu bestätigen schien.

Wir saßen wieder einmal in vorgerückter Stunde, wie heute, hier an diesem Tische, waren froh und munter und dachten an nichts. Der Einjährige war der Ausgelassensten einer, da ihm für die nächsten Tage ein Sommerurlaub in seine rheinische Heimat verheißen war. Die übrigen Gäste hatten den Wirtsgarten schon verlassen. Nur wir dreizehn saßen noch um Mitternacht baumfest auf unseren angestammten Plätzen und — dachten an nichts. Da fuhr der Einjährige auf: „Meine Herren, sehen Sie denn nichts? Da — auf der Bahnhofstraße?"

Wir horchten, und richtig, jeder von uns hörte es jetzt auch: auf der menschenleeren, hell erleuchteten Bahnhofstraße, dicht vor unseren Augen, dumpfe Trommelwirbel und langsam schleppender Kolonnenschritt, wie von einer Trauerparade, die sich dem nahen Bahnhof zu bewegte. Dahinter war es wie Rollen von schweren Wagenrädern auf dem holprigen Granitpflaster.

Wir sahen uns alle verdutzt an: was sollte das bedeuten?

Ich dachte schon an eine Sinnestäuschung und fragte den Einjährigen, ob man einem Toten des Regiments — etwa auf einer Nebenstraße — das Trauergeleite zum Bahnhof gebe. Er wußte von

keinem Toten, auch von keiner Trauerparade. Und im übrigen gab es gar keine Nebenstraße zum Bahnhof. Und selbst, wenn es eine gegeben hätte, so hätten wir den Zug, den wir mit aller Deutlichkeit hörten, ja sehen müssen, da der Bahnhof und seine ganze Umgebung schon von unserem Tische aus sichtbar war.

Und auf eine Entfernung von kaum hundert Meter ist doch jede Einzelheit deutlich erkennbar.

Um jede Täuschungsmöglichkeit auszuschließen, erhoben wir uns von unseren Plätzen und traten auf die menschenleere Straße, die in den Bahnhofplatz mündet, der kaum hundert Meter von diesem Garten hier entfernt liegt, wie Sie ja selber sehen.

Wir standen also auf der mitternächtigen Bahnhofstraße im Schein der Gaslaternen. Aber wir sahen nichts. Weit und breit keine Seele, geschweige denn ein Trommler, eine Trauerparade, ein holpernder Wagen.

Um so deutlicher aber hörten wir, hart an uns vorbei, die unsichtbare Geisterparade auf dieser Bahnhofstraße da: den Lärm der Trommeln, den schleppenden Marschtakt der Trauerkolonne, das Rollen der Räder hinter dem Zug.

Der unsichtbare Geisterzug, oder was es sonst sein mochte, bewegte sich an uns vorbei, dem Bahnhof zu, wo die Trommelwirbel jäh abbrachen und alles Geräusch im Nu verstummte.

Diese Erscheinung dauerte so lange, wie eben eine wirkliche Trauerparade von hier bis zum Bahnhof an Zeit benötigt. Meine Herren, Sie können sich denken, wie uns zumute war.

Eine Sinnestäuschung war gänzlich ausgeschlossen.

Eine Erklärung dieses rätselhaften Vorganges versuchten wir gar nicht. Keiner von uns hatte Ähnliches vorher erlebt . . . Nicht wahr, Herr Dorner, das ist die Wahrheit?"

„Ja", sagte Herr Dorner, „so war es. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Es gibt ein Walten höherer Welten."

„Eine Erklärung", fuhr der Direktionsrat fort, „versuchten wir auch später nicht. Solche Dinge sind einfach nicht zu erklären, wenigstens nicht mit den üblichen Mitteln der Wissenschaft. Aber eine Art Aufklärung über das seltsame Ereignis sollte uns bald werden, nämlich schon am nächsten Tage . . .

Als wir uns am nächsten Tage wieder vollzählig an unserem Stammtisch zur „Unglückszahl" hier versammelt hatten, zerpflückten wir das ungewöhnliche Ereignis, an dessen Tatsächlichkeit kein Zweifel möglich war, mit Aufbietung allen Scharfsinns. Wir kamen zu keinem Ergebnis. Und doch hatten wir alle die Gewißheit, daß diese Erscheinung, so unerklärlich sie uns allen war, irgend etwas zu bedeuten haben mußte, und zwar für uns selbst.

Aber was? Das war es ja eben.

Im Eifer unseres Disputes war es uns bis dahin gar nicht aufgefallen, daß unser Dreizehnter, der Einjährige, am Stammtische noch fehlte. Wir legten diesem Umstand weiter keine besondere Bedeutung bei, da er ja öfter am Kommen verhindert war, wie stets dann, wenn er gerade auf Wache oder bei einer Nachtübung abwesend war.

Stunde um Stunde vergeht.

Der Einjährige kommt nicht.

Da — ich sehe es noch, als wäre es gestern ge-

wesen — stürzt Herr Dorner hier — dieser nickt ernsteste Bestätigung — mit schreckensbleicher Miene herbei: „Meine Herren, wissen Sie denn noch nichts? Soeben bin ich von der Kaserne angerufen worden. Der Einjährige ist heute nachmittags beim Baden in der Donau ertrunken. Ein Herzschlag hat seinem Leben ein Ziel gesetzt . . . Nun kann er seinen Urlaub in die ewige Heimat antreten. Heute nacht noch wird seine sterbliche Hülle mit militärischen Ehren überführt. . ." Wir waren ob dieser Hiobsbotschaft selber wie vom Schlage gerührt.

Und nun kommt das Merkwürdige, meine Herren, das uns über unser Vorgesicht von der vorhergegangenen Nacht wenigstens einigermaßen Aufklärung geben sollte. Denn nun sahen wir mit leiblichen Augen, was wir gestern um die gleiche Stunde bloß gehört hatten: die Trauerparade für unseren armen Freund, den Einjährigen, der hier, eine Stunde nach der Mitteilung des Herrn Dorner, durch die Bahnhofstraße von seiner Kompagnie im Trauerwagen geleitet wurde, und zwar um die nämliche Stunde, als wir am Tage vorher das seltsame, rätselhafte Erlebnis hatten. Wir hörten die Trommelwirbel wie gestern, wir sahen die Trauerparade und den Leichenwagen, dessen Räderrollen wir gestern nur gehört hatten. Denn heute war Wirklichkeit, was gestern bloß Erscheinung war. Und nun, meine Herren, erklären Sie mir, bitte, wie eine solche Erscheinung, ein solches Vorgesicht möglich ist. An der Tatsächlichkeit dieses Vorgesichtes ist kein Zweifel möglich. Es leben noch zwölf Augenzeugen, nicht wahr, Herr Dorner? Der Dreizehnte, auf den die Erscheinung

Bezug hatte, ist leider nicht mehr unter den Lebenden. Friede seiner Asche! . . .

Ja, meine Herren, seitdem glaube ich, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich der gesunde Menschenverstand nichts träumen läßt. Sie treten zwar selten in Erscheinung, aber eben deshalb sind sie um so eindrucksvoller, so daß man schließlich glauben muß, auch wenn man's nicht erklären kann . . ."

Wir gingen still auseinander.

Unheimlicher Besuch

„Meine Herren", hub der Lehrer Hanns Haberland an, „Sie haben recht: In Geistersachen kann man nicht skeptisch genug sein. Neunzig von hundert Fällen lassen sich auf ganz natürliche Weise erklären, wenn man der Sache furchtlos auf den Grund geht. Der noch verbleibende Rest bedarf nicht der Aufklärung, sondern des Glaubens an die geistige Welt, die über unseren Sinnen waltet. Wir können diese Fälle so wenig aufklären wie etwa das Geheinmis des Lebens, weil uns die Mittel dazu fehlen. Aber dieser Mangel an Erklärungsmitteln darf uns nicht dazu verleiten, alles in Bausch und Bogen zu verwerfen, als wäre es ein Nichts, eine Fabel, ein Hirngespinst.

Ich selbst habe einen Fall erlebt, der meine Frau beinahe von Sinnen gebracht hätte, ein Fall, so wirklich und lebenswahr wie die Gläser hier auf dem Tisch oder das Bild dort an der Wand, leibhaftige Dinge, deren Dasein niemand im Ernste wegleugnen möchte.

Ich war damals jung und sehr glücklich verheiratet. Meine Frau stammte aus einem bayerischen Gebirgsorte und litt an meinem Wirkungskreis, der in einer fruchtbaren, aber langweiligen Ebene lag, unsäglich an Heimweh nach ihren geliebten Bergen, so zwar, daß ich mich entschloß, um den nächstbesten Posten einzugeben, der in der Nähe ihrer Heimat frei würde.

Da begab es sich wie durch Zufall, daß der alte Lehrer, der an ihrem Heimatorte selbst jahrzehntelang gewirkt hatte, mit Tod abging und wenige Tage darauf segnete auch seine greise Lebensgefährtin das Zeitliche. Ich las die Todesanzeige in meiner Lehrerzeitung und bald darauf war der Posten im Schulanzeiger zur Bewerbung ausgeschrieben. Obwohl ich kaum Hoffnung hegen durfte, die von vielen älteren Bewerbern begehrte Schulstelle zu erhalten, reichte ich doch ein recht dringliches Gesuch ein und begründete es mit dem argen Heimweh meiner jungen Frau, dessen verderbliche Folgen für ihre Gesundheit mir der zuständige Arzt gern bestätigte.

Ich verheimlichte ihr anfänglich meine Bewerbung um den Schulposten in ihrem Heimatort, weil ich selbst an einen Erfolg nicht glaubte und mir eine Beschämung in ihren Augen ersparen wollte. Für den Fall aber, daß das Gesuch wider alles Erwarten einschlug, war es immer noch Zeit, ihr das Nähere mitzuteilen, und dann war es eine angenehme Überraschung für sie wie auch für mich.

Und so geschah es auch. Der Jubel meiner guten Frau kannte keine Grenzen, als ich ihr meine Ernennung zum Schulleiter in ihrem Heimatsorte vorwies. Meine Bewerbung gerade um diesen fast aus-

sichtslosen Posten wertete sie als Maßstab meiner Liebe zu ihr, und so blühte sie in neuer Lebensfrische auf. Heimat und Liebe wirken ja immer das Wunder der Verjüngung an Leib und Seele.

Die wenigen Wochen, die uns noch von unserm Ziele trennten, vergingen uns wie ein wirklich schöner Traum, an dessen Ende nicht das Erwachen im grauen Alltag, sondern die Erfüllung des Glückes in seinem vollen Glanze stand.

Aber wie sehr sollten wir beide enttäuscht werden!

Ist es nicht regelmäßig so, daß uns die Dinge, auf die wir uns am herzlichsten freuen, in einer unvermuteten plötzlichen Verwandlung zum Verhängnis werden, so daß wir sie, von ihrer ungeahnten Auswirkung im Innersten getroffen, im tiefsten Herzen verwünschen? Auch uns ging es nicht anders. Ich verfluchte den Tag, an dem ich meine Bewerbung um diese Schulstelle eingereicht hatte. Es war ja wirklich unerträglich: Ich konnte doch nicht schon wieder um einen neuen Posten eingeben, nachdem mich die Regierung in so augenscheinlicher Weise bevorzugt hatte! Dazu kam noch die Sorge um meine Frau, deren Gesundheit immer weiter zurückging. Sie überhäufte sich mit Selbstvorwürfen: Ich bin schuld, daß wir hier sein müssen. O, wären wir doch auf unserm alten Posten geblieben! Hätte ich doch das leidige Heimweh überwunden, denn, was wir hier aushalten müssen, ist ja tausendmal schlimmer — ist ja ärger als der Tod!

Was war denn geschehen?

Es ist leichter erzählt als erlebt, meine Herren, besonders wenn man ganz als Neuling in solche Erlebnisse hineingeworfen wird. Weder ich noch meine

Frau hatten jemals ähnliches für möglich gehalten, geschweige denn am eigenen Leibe verspürt.

Ich muß noch vorausschicken, daß meine Frau das nunmehr von uns bezogene Schulhaus in ihrem Heimatorte von Jugend auf kannte. Sie wußte in allen Räumen wie auch von den Lebensgewohnheiten der kurz verstorbenen Vorgänger Bescheid, die sich in herzlicher Liebe lebenslang zugetan waren und mit allen Fasern an dem stillen, schönen Schulhause hingen, bis sie, wie wir meinten, die Reise ins Jenseits antraten.

So richteten auch wir alles genau so ein, wie es unsere Vorgänger gehalten hatten. Wir wählten die nämlichen Zimmer zum Wohnen und Schlafen, die auch die alten Lehrersleute zum gleichen Zwecke innegehabt hatten.

Aber gerade dies sollte uns in unserer damaligen Unwissenheit zum Verhängnis werden.

Kaum waren wir am ersten Abend zu Bett gegangen und, von den neuen Eindrücken wie auch von der vielen Arbeit des Umzugs ermüdet, eingeschlafen, da spüre ich, wie sich das Oberbett von mir abhebt. Ich meine anfänglich, es wäre mir zu Boden geglitten, wie es bei unruhigen Schläfern ja häufig vorkommt, und will mich schon bücken, um es aufzuheben. Aber meine Hand greift ins Leere, und wie ich in wachsender Verwunderung um mich schaue, sehe ich im Dämmerlicht der Mondnacht das Oberbett hoch über mir schweben und schwanken, wie von unwilliger Geisterhand geschüttelt. In maßlosem Erstaunen — ich glaube, mir sind die Haare damals wirklich zu Berge gestanden — richte ich mich zu allem entschlossen im Bette auf und sehe, daß das

Oberbett meiner Frau gleichfalls abgehoben ist und frei in der Luft schwebt.

Im gleichen Augenblick noch schrillt ein Entsetzungsschrei meiner Frau durch die Stille des Zimmers! Jäh fährt sie aus dem Schlafe empor und schnellt aus dem Bette: „Um Gotteswillen, Hanns, was ist das? Mich hat eine eiskalte Hand berührt, daß es mir durch Mark und Bein schaudert. O, das ist ja entsetzlich! Nein, hier bleibe ich nicht!"

Wie sie dann auch noch die schwebenden Oberbetten sieht, ist es mit ihrer Fassung vollends vorbei. Voll des Grauens eilt sie wie ein gehetztes Wild davon, heim in ihr nahegelegenes Elternhaus. Auch für mich gibt es natürlich kein Bleiben mehr, denn auch ich spüre jetzt eisigen Anhauch und frostige Berührung wie von Toten, obwohl ich auch bei aufgedrehtem Licht nicht den Schatten einer fremden Anwesenheit im Schlafzimmer bemerken kann. Nur die Oberbetten senken sich ruhig und leise nieder, wie auch ich das Zimmer verlasse und meiner Frau nacheile.

Es ist klar, daß wir fortab in diesem verhexten Zimmer nicht mehr schliefen. Wir wohnten wochenlang bei den Eltern meiner Frau, die nicht mehr zu bewegen war, das Geisterhaus, wie sie es nannte, zu betreten. Aber auf die Dauer mochte ich die Gastlichkeit meiner Schwiegereltern nicht in Anspruch nehmen, und so sann ich hin und her, wie ich der Sache auf den Grund kommen und dem Spuk ein Ende machen könnte. Denn, daß es da nicht mit natürlichen Dingen zuging, war mir wie auch meinen Schwiegereltern klar, die wir als einzige in die Sache eingeweiht hatten.

In meiner Not kam mir ein rettender Gedanke. Ich hatte einen Jugendfreund, von dem ich wußte, daß er sich von jeher und auch jetzt noch mit Geistergeschichten beschäftigte. Der sollte mir Licht in das Dunkel dieser unheimlichen Geschichte bringen, und so lud ich ihn mit Beginn der Schulferien zu einem Besuche ein. Meine Schwiegermutter richtete das unheimliche Schlafzimmer, da es meine Frau nicht mehr zu betreten wagte, als Fremdenzimmer für den erwarteten Gast ein. Wir sagten ihm, als er kam, kein Wort von dem, was wir selbst in dem Geisterzimmer erlebt hatten. Ich wollte nur wissen, ob der Spuk in dem Zimmer noch immer wirksam wäre und ob auch dem Freunde ähnliches begegnen würde wie mir und meiner Frau.

Als wir am nächsten Morgen — wir hatten die Nacht wieder im Elternhaus meiner Frau verbracht — ins Schulhaus kamen, fanden wir den Freund als Frühaufsteher schon im Garten. Er saß in der allerliebsten Sommerlaube, die sich mein Vorgänger selbst gezimmert hatte, und las. Dabei hörten wir ihn mit einem Unbekannten, Unsichtbaren sprechen: „Ist es dir nicht recht, daß ich hier sitze?"

Keine Antwort.

Dann wieder frägt mein Freund, vom Platze wegrückend:

„Soll ich hier sitzen? Ja? Dann ist es gut."

Meine Frau und ich sahen uns nicht besonders geistreich an, als wir diese Worte hörten, deren Sinn wir uns nicht erklären konnten. Mein Freund las seelenruhig in seinem Buche weiter. Erst als er uns gewahr wurde, eilte er freudig auf uns zu und begrüßte uns mit gewohnter Liebenswürdigkeit.

„Wie hast du heute Nacht geschlafen?" ist meine erste bange Frage an ihn, die diesmal wirklich keine Redensart war. Es war ein vollernster Fragesatz mit unheimlichen Hintergründen, meine Herren.

Wie erstaunte ich aber, als mir die Antwort ward:

„Ausgezeichnet habe ich geschlafen, mein Lieber."

„Und ist dir gar nichts zugestoßen in dem Zimmer?" ist meine nächste bange Frage.

„Nichts Nennenswertes, ausgenommen eine kleine Überraschung."

„Nämlich?"

„Als ich das Lager aufsuchte, hob sich das Oberbett ab und schwebte über mir. Und eine Hand rüttelte mich. Auf meine Frage, ob ich hier wegrücken soll, erhielt ich zum Zeichen der Bejahung einen leichten Klaps auf die Hand. Also schob ich das Bett in die andere Zimmerecke, hart neben das Fenster und habe dann ausgezeichnet und ungestört geruht. Wer in diesen Sachen einige Erfahrung hat, läßt sich nicht schrecken und bange machen. Diese Dinge sind nicht so schlimm, wie Uneingeweihte glauben. Ist in diesem Hause jemand vor nicht langer Zeit verstorben?"

„Ja, unsere Vorgänger, die alten Lehrersleute."

„Da haben wir's ja. Sieh, die Sache ist so: Wenn alte Leute wegsterben, so bleiben sie mit ihren Schatten oder Schemen noch einige Zeit an ihren liebgewordenen Plätzen. Nicht jeder ist befähigt, sie zu sehen oder ihre Zeichen zu verstehen. Man muß nur auf ihre Wünsche eingehen, dann hat es keine Gefahr — und man wird nicht weiter belästigt. Die meisten Toten sind so harmlos wie die meisten Lebenden. Das

nämliche habe ich auch vorhin auf der Bank in der Laube erlebt, als ich unbewußt auf dem Lieblingsplätzchen des alten Lehrers saß. Ich bin einfach weggerückt und hatte meine Ruhe wie vorher auch im Schlafzimmer."

Und lächelnd, mit dem Finger schelmisch drohend, fügte er die Frage bei: „Du hast mich wohl als Versuchskaninchen kommen lassen, weil dir der Spuk auf die Nerven ging?"

Ich mußte beschämt bejahen und erzählte ihm die Begebenheiten unserer ersten Nacht in dem unheimlichen Schlafzimmer. Darauf wußte er den Rat: „Stellt die Betten in die andere Ecke oder wählt ein anderes Zimmer zum Schlafen, und ihr werdet ungeschoren bleiben für alle Zeit."

So haben wir es denn auch gehalten und haben nie mehr etwas von einem Spuk gemerkt. Aber das erstemal, meine Herren, ist er uns gewaltig auf die Nerven gegangen. Und wenn ich diese Geschichte nicht selbst erlebt hätte, hielte ich sie für Geflunker. Es gibt doch seltsame Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt."

+

Das Geisterzimmer

Auf der alten Veste Neuburg am Inn soll es ein Geisterzimmer geben, eine unheimliche Stelle, bei deren Durchschreiten es einen kalt durchschauert, als liefe einem die Eisesluft eines Kühlschrankes durch den Leib. Die einen behaupten, den eisigen Anhauch jedesmal zu spüren, während andere wieder nichts bemerkt haben wollen.

Jedenfalls steht das eine fest, daß schon die ältesten Einwohner von dieser unheimlichen Stelle wußten und allerhand Schauermären davon erzählten. Krieg und Pest, Viehseuchen und Völkersterben wurden an dieser Stelle seit undenklichen Zeiten geweissagt und manch ein Besucher des Schlosses soll wie ein Seher von der Stelle gekommen sein, voll der Zukunftsgesichte wie ein Prophet der Vorzeit.

Uralt ist die Geschichte des Schlosses. Die Anfänge reichen in die Heidenzeit zurück. Berühmte Herrengeschlechter herrschten auf ihr als reichsunmittelbare Grafen. Helden und Heilige, deren Namen im Ruhmeskranze strahlt, herbergten in ihren Mauern, so Graf Eckbrecht, der todesmutige Stürmer Mailands unter Kaiser Rotbart. Zwei lichte Heilige haben hier geweilt und die alten Mauern für immer geweiht. Die heilige Theresia hatte hier Verwandte, die sie besuchte, und die heilige Elisabeth hielt auf ihrem Brautzug von Ungarn her gen Thüringerland Einkehr bei ihrem Oheim, der ihrer Mutter, der Ungarnkönigin, leiblicher Bruder war.

So wollen manche glauben, die besagte unheimliche Stelle rühre von den holden Heiligen her, die ihren Fuß über die Zugbrücke setzten und dem Schloß

die Weihe ihres Verweilens gaben. Wieder andere meinen, eines Unheiligen Schemen sei für ewige Zeiten an die Stelle gebannt, weil die Schauer seines Anhauchs kühl wie Grabesluft wehen.

Im Zeitenwandel zerfiel die Burg und war zur Ruine. Ihre stolze Geschichte wie ihre liebliche Lage reizten zum Wiederaufbau.

Es fanden sich hochsinnige Förderer, die einen mit Geld, die andern mit Geist, die das Schloß in seiner alten Pracht herstellten und der bayrischen Künstlerschaft als Erholungsheim übergaben.

Im Frühsommer 1914 fand die feierliche Eröffnung statt, zu der neben den Berühmtheiten der Landeshauptstadt auch der König sein Erscheinen zugesagt hatte. Zu dessen würdigem Empfang hatten sich schon am Vortage der Eröffnungsfeier höchste Hof- und Staatsbeamte, aber auch berühmte Kunstgrößen eingefunden, um die Feier mit aller Feinheit vorzubereiten. Geheimrat von Miller, der Erbauer des Deutschen Museums, Exzellenz von Kahr, der nachmalige Ministerpräsident und Generalstaatskommissar, Geheimrat Halm, der Direktor des Nationalmuseums, Ministerialrat Dr. Gröschel, der Bauherr der Neuburg, Frau Kronenbitter, die unermüdliche, kunstsinnige Sachwalterin des Schlosses, gaben sich mit den Vertretern der Künstlerschaft ein Stelldichein im alten Kaisersaal des Schlosses.

Dabei kam, wie von ungefähr, das Gespräch auch auf das Geisterzimmer mit der unheimlichen Stelle und man wollte wissen, ob sie auch heute, nach erfolgtem Umbau, noch wirksam wäre.

Geheimrat von Miller erbot sich, in dem Zimmer zu nächtigen, was dann auch geschah.

Als dann am nächsten Morgen der König kam und mit aller Feierlichkeit empfangen wurde, fiel ihm das verstörte Wesen des Geheimrates auf. Der König dachte noch an einen Scherz, als man ihm sagte, der Geheimrat habe im Geisterzimmer geschlafen und müsse wohl etwas Unheimliches erlebt haben, was auch ihm, dem Unverwüstlichen mit den eisernen Nerven, das Gleichgewicht gestört habe.

Allen Teilnehmern des damaligen Festbankettes wird es unvergeßlich sein, wie der König immer wieder in den verstörten, übernächtig bleichen Geheimrat drang, seine Erlebnisse in dem Geisterzimmer aufzutischen, und wie dieser dann nach langem Widerstreben berichtete:

„Majestät, wenn das wahr wird, was ich in dieser Nacht geschaut habe, dann wehe uns und allen! Die Kriegsfackel sah ich auflodern, Deutschlands Söhne sah ich nach allen Winden fliegen. Der ganze Erdball steht wider uns auf, Majestät. Vier lange Jahre währt das Morden, des Volkes Blüte sinkt. Hunger und Elend wüten, Verzweiflung stöhnt, Throne wanken, Kronen sinken in den Staub. Soll ich noch mehr erzählen, Majestät?"

Ein gnädiger Wink des Königs — es genügte.

Niemand dachte damals im Ernste an die Möglichkeit, daß das Traumgesicht des Geheimrates in dem Geisterzimmer wirklich werden könnte. Aber schon drei Monate später erhob sich die Kriegsfurie und die nachfolgenden Ereignisse bestätigten jede Einzelheit der Vorschau in dem Geisterzimmer.

+

Das Licht auf der Weltbruck

Der Wittenzellner Wolferl ist ein Mannsbild wie ein Baum und wenn die andern ihre Geistergeschichten erzählen, nickt er still auf der Ofenbank und denkt sich seinen Teil. Bis ihn seine Bäuerin einmal anläßt: „Na, Wolferl, was ist's denn mit dir? Sitzest alleweil da wie ein Stock, rührst dich und reibst dich nicht. Ist denn dir noch gar nichts begegnet?"

„Ja", sagt der Wolferl, „einmal ist mir ein Licht in den Weg gekommen, aber ein lustiges. Gleich nach dem siebziger Krieg ist's gewesen, wie ich in Urlaub gefahren bin. Wie ich beim Rinchnacher Kloster durch den Probstwald geh', da seh' ich auf einmal hart neben der Straße ein Licht so groß wie ein Trankeimer. Auweh, Wolferl, denk' ich mir, warum hast dich in die Nacht gelassen? Wärst nicht zugekehrt beim Pfefferbräu zu Poschetsried, nachher hättest ein geruhsames Heimgehen gehabt beim hellichten Tag. So mußt jetzt an dem Licht vorbei und wer weiß, was da dahinter steckt. Von dem Licht im Probstwald hab' ich früher schon allerhand gehört, hab's aber nie geglaubt und jetzt seh' ich's selber. Na, denk' ich mir, ist ein Ding, geht's hinaus wie's mag. Fürchten tust dir einmal nicht vor dem Licht! Ich zieh' meinen Pallasch blank und hau' halt dem Trumm Licht ein paar hamische herunter. Und gleich ist der Spuk vorbeigewesen. Hab' ich denn nicht einen alten vermoderten Buchenstock zusammengedroschen? Frei geschämt hab' ich mich, weil ich nimmer gewußt hab', daß die alten Stöck leuchten.

Seitdem hab' ich allemal bloß gelacht, wenn die Leut' von Lichteln erzählt haben.

Und einmal ist mir halt das Lachen doch vergangen.

Die Weltbruck draußen zwischen der Sommerau und dem Langholz wißt ihr alle und oft schon hab' ich nachsinniert, was das Wort wohl für ein Bedeuten haben mag: Weltbruck. So ein Wort hab' ich noch nie gehört. Dies Wort muß noch aus der ganz frühen Zeit herstammen, wie auch die Alten oft erzählt haben, daß gleich daneben, dort wo das Langholz anhebt, ein Dorf gestanden ist, von dem man nicht einmal mehr den Namen weiß. Beim Streurechen stößt man heute noch auf die Hausmauern und Herdstellen. Weiß Gott, in was für einem Krieg das Dorf und die armen Leut' zugrunde gegangen sind. Der Schwed' hat ja grimmig genug gehaust in unserer Gegend, und spaßig: allemal, wenn ich über die Weltbruck geh', auch beim hellichten Tag, muß ich an die alten Geschichten denken. Und ganz scheusam kommt's einem dort an.

Einmal ist's mir gar Nacht worden, weil mich der Lackerbauer in Wolfhartsschlag, mein Regimentskamerad, solang aufg'halten hat. Und ich muß noch über die Weltbruck.

Wie ich über das Langholz herkomm' zur Hüterhütten, seh' ich halt schon ein Licht auch, mitten auf dem Weg. Ist nicht größer gewesen das Licht wie eine gleiche Kegelkugel und einen blauen Schein hat es gegeben, gar nicht scheusam soweit . . . Dennoch wär' ich lieber außen herumgelaufen, aber das ist nicht gegangen, denn damals hat's um die Weltbruck herum noch die großen Rotmoore gegeben, wo eins versunken wär'. Wolferl, denk' ich mir, es wird dich's Leben nicht gleich kosten, und geh' halt den Weg auf

der Weltbruck weiter. Freilich hab' ich heimlich alleweil gebetet — für mich und auch für das Lichtl, wenn's etwa eine arme Seele wär' . . . So komm' ich halt bis auf drei, vier Schritt an das Licht her, aber wie ich mit einem Sprung vorbei will, geht's vor mir her wie eine Latern', und wenn ich stehen bleib', bleibt's Lichtl auch stehen.

Endlich komm ich halt doch über die Weltbruck, da fahrt die blaue Lichtkugel hoch in die Luft und mit einem Sauser fort ins Langholz hinein.

Gleich herüben in der Sommerau steht der Reitberger Michl unter der Haustür. Mein Gott, wie froh bin ich in der Stund' um einen Menschen gewesen!

„Gelt", sagt der Michl, „hat dich das Licht auf der Weltbruck genarrt? Wir fürchten es nimmer. Wir sehen es ja alle Nächt' . . . Wer weiß, wie lang das arme Licht schon weizen (umgehen) muß, weil's die Alten und Uralten auch schon alleweil gesehen haben."

Bald darauf haben die Bauern die Erlenstauden und Rotmoore bei der Weltbruck ausgerodet, und wie sie unter dem Brückl durch den tiefen Graben ziehen, daß die stehenden Moorwasser ablaufen können, was finden sie da? Ein Totengerippe in Helm und Harnisch und ein Schwert dabei, aber alles ganz verrostet vom Rotmoor. Das ganze Geraffel haben sie bei der Freithofmauer eingegraben, wie es sich für Christenmenschen gehört.

Seitdem, sagt der Reitberger, geht auch das blaue Licht nimmer über die Weltbruck.

Weiß nit, ob's wahr ist, aber es kann leicht möglich sein. Ich selber hab's nicht ausprobiert. Nicht um hundert Krapfen wär' ich bei nachtschlafender

Zeit mehr über die Weltbruck gegangen — so genug hab' ich vom erstenmal noch gehabt.

Ja, Leut', es gibt Sachen, die sind nicht zum Auskrebsen.

Heute

Ein stiller, silbriger Septembermorgen vorne im Graben an der Somme. Ich krieche aus meinem Unterstand und äuge wie ein Maulwurf ins werdende Licht, das die Hänge von Herbecourt und dahinter die alten Mauern der Feste Peronne mild überflutet, als läge das Land im tiefsten Frieden.

Sogar ein Vogelstimmchen schwingt sich gläubig und vertrauend in die wachsende Helle über den zerfetzten Baumstümpfen, auf die vor Stunden noch ein Trommelfeuer niederprasselte, daß die Lehmböschungen der eilig aufgeworfenen Gräben barsten, daß die Wipfel in wildem Gewirr auf die bebenden Unterstände sausten.

Wie durch ein Wunder war mein Zug trotz des stundenlangen wütenden Feuers mit den amerikanischen Granaten, die wir damals zum erstenmal zu kosten bekamen, ohne Verlust davongekommen, und als ich die Runde durch den Graben machte, lachten mir überall leuchtende Augen aus den lehmigen Gesichtern entgegen.

Solches Leuchten ist nur in Augen, denen das Leben nach tobendem Vernichtungswüten neu geschenkt ist.

Dankbar grüßen die Braven den neuen Tag, lächeln wieder, wie ich durch ihre Reihen schreite, schanzen an den geborstenen Böschungen, sehen die Gewehre nach und lauschen dazwischen dem Vogel-

stimmchen, das als letztes von dem Feuerwirbeln verschont geblieben.

„Heute", meint meine Gefechtsordonnanz, der Gefreite Kandlinger, im Unterstand, „heute haben wir unsere Ruh'. Die haben beim Abendsegen gestern ihre ganze Munition verschlempert. Dreitausend Schuß auf dreihundert Meter Grabenbreite . . ."

„Heute!" ruft eine andere Stimme vom Eingang zum Unterstand her und eine Hand schiebt hastig die hüllende Zeltbahn beiseite. „Heute, Herr Leutnant, ist mein letzter Tag."

Wildbärtig, mit geisterhaft glasigen Augen, Gewehr bei Fuß, steht der Landwehrmann Kienle, ein Sohn des grünen Allgäus, vor mir.

„Was fällt Ihnen denn ein, Kienle? Mir scheint, das Trommelfeuer heute nacht hat Ihre Nerven zerrüttet. Wollen Sie zum Arzt?"

Kienle schüttelt nur das bärtige Haupt und steht wie ein Gespenst.

„Spinneter Uhu!" knurrt mein Kandlinger, der biedere Altbayer, Tapferster der Tapferen. „Wie soll heut' dein letzter Tag sein, Kienle? Wirst sehen, nicht einen Schuß kriegen wir heut'. Ich kenne den Franzmann. Und heute abend werden wir abgelöst und kommen in Ruhe. Was soll da passieren?"

Mit einer Geste des Unwillens und Besserwissens wehrt Kienle ab:

„Heute, ich weiß es genau, Herr Leutnant . . . Er hat mir's doch gesagt . . ."

„Wer?"

„Er. Ich kenne ihn nicht. Aber vorhin, wie ich das Gewehr reinigte, stand er hinter mir und hat mir auf die Schulter geklopft. Und wie ich mich umwandte,

war's wie ein Schatten hinter mir, und seine Stimme sprach: heute! und wieder: heute! So dreimal: Heute! Herr Leutnant, ich weiß, was ich weiß . . . Ich kenne ihn von früher her. Wie meine Mutter gottselig starb, war er auch da und hat es mir gesagt. Ich melde mich gehorsamst ab, Herr Leutnant! Hier ist mein Gewehr, mein Spaten, mein Tornister, meine Erkennungsmarke. Die Patronen habe ich unter meine Gruppe verteilt. Und — und — meine Sterbegebete habe ich schon verrichtet, Herr Leutnant. Ich bin bereit . . ."

„Setzen Sie sich zu mir her, Kienle. Ruhen Sie sich aus . . . Sie sind ja krank und wissen es gar nicht. Die Nerven sind's mein Lieber . . . Kandlinger wird Sie zum Arzt führen, sobald Sie sich etwas erholt haben. Der Schatten, den Sie gesehen, die Stimme, die Sie gehört haben, sind Ausgeburten einer durch Nervenzerrüttung verwirrten Einbildungskraft."

„Ich bin gesund, Herr Leutnant, ganz gesund. Das bißchen Trommelfeuer, pah! Aber ich weiß es, weiß es ganz gewiß: heute!"

Mir wird unheimlich. Die Ruhe und Sicherheit, mit der Kienle seine Meldung vorbringt, läßt mir keinen Zweifel mehr, daß ich es mit einem Geistesgestörten zu tun habe. Und da man einem solchen zu Willen sein muß, solange er nicht tobsüchtig und gemeingefährlich wird, gehe ich auf seine Wünsche ein und nehme seine Ausrüstungsstücke in Empfang.

„Den Helm, Herr Leutnant, darf ich behalten? Mein Kind hat ihn geküßt, meines Weibes Tränen sind darauf gefallen beim Abschied, wie wir damals ausgezogen sind von Lindau . . . So was läßt man nicht gern zurück . . . Kandlinger, sei so gut, und leg'

ihn mir ins Grab, nicht wie sonst auf das Holzkreuz über dem Hügel."

Kandlinger nickt ergriffen und fügt scherzend bei: „Kienle, den Helm wirst noch tragen, wenn wir siegreich einziehen daheim. Da mag ihn dein Kind wieder küssen, da mag ihn dein Weib mit Freudenzähren benetzen. Wirst sehen, Kienle, wirst sehen . . ."

Der Landwehrmann schüttelt nur das bärtige Haupt und wendet sich wieder zu mir:

„Jawohl, Herr Leutnant, heute! Es ist ja gleich, ob es heute oder morgen ist oder in hundert Jahren. Einmal muß es sein, und so, wie's einem aufgesetzt ist, ist's am besten. Übrig bleibt keiner, und das Sterben ist die allerleichteste Kunst. Wenn wir zur Welt kommen, wissen wir auch nichts, und auf einmal sind Eltern, Geschwister, Freunde, Nachbarn und Kameraden um uns. Und wenn wir hinübergehen, ist's nicht anders. Die Eltern und Voreltern sind da, die Freunde und Nachbarn, die vor uns verschieden sind. Wo wären sie sonst? — Und nun hätte ich noch eine Bitte, Herr Leutnant: Schickt diesen Brief, die Uhr, das Eiserne Kreuz und den Ehering meinem Weib. Und schreiben Sie ein paar Zeilen dazu, daß ich gefallen bin, wie's mir aufgesetzt war. Sie soll es nicht zu schwer nehmen; das Leben währt nicht lang und drüben gibt's ein Wiedersehen. Behüt Gott, Herr Leutnant! Behüt Gott, Kandlinger! Gelt, vergiß nicht wegen dem Helm! Nicht aufs Grab, sondern ins Grab! Heute!"

Mit einer strammen Kehrtwendung schreitet Kienle dem Ausgang zu, schlägt das Zelttuch auseinander und ist draußen.

Ehe wir Zurückbleibenden uns von unserem

Staunen erholen können, hören wir draußen vor dem Unterstand schon einen dumpfen Fall.

Im Augenblick sind wir draußen im Graben und sehen Kienle reglos auf der Grabensohle liegen, langhingestreckt, die Fäuste leicht im lockeren Lehm verkrampft.

„Was ist geschehen? Habt ihr den Kienle fallen sehen?“ rufe ich den Umstehenden zu.

„Jawohl!“ ruft einer. „Es muß ihn der Schlag oder eine Ohnmacht getroffen haben. Ein Geschoß kann's nicht sein, denn es ist ja weit und breit kein Schuß gefallen. Man hätte doch den Abschuß hören müssen, wo es heute so still ist an der Front, auf stundenweite Strecken hin.“

Schon hat Kandlinger den Gefallenen hochgerissen und rüttelt ihn hin und her, aber das bärtige Haupt wird immer fahler, das weichende Leben kehrt nicht mehr ... Jetzt wendet er ihn um und um, aber nirgends ist die Spur einer Verwundung zu sehen. Woher sollte sie auch kommen an diesem stillsten der Tage an der blutgetränktem Somme? Erst wie er ihm den Waffenrock öffnet, sehen wir ein Tröpflein Blut am Hemde kleben, sehen wir hart neben der linken Brustwarze einen winzigen Einschuß.

Ein weither verirrtes Feindgeschoß, von dem man nicht einmal den Abschuß hörte, ist dem braven Landwehrmann Kienle aus dem grünen Allgäu zum Verhängnis geworden, wie er es mit aller Bestimmtheit vorausgesagt hatte: Heute!

Wir gruben ihm ergriffen bei den Kreuzen hinter dem Graben die letzte, stillste Stätte, und Kandlinger legte ihm den Helm auf die Todeswunde im Herzen, den Helm mit den Küssen des Kindes, den

Helm mit den Tränen des Weibes geweiht, so wie es sein letzter Wille gewesen.

„Heute!" meinte der Wackere in tiefem Sinnen: „Heute! — Ja, er hat recht behalten. Ich hätte es nie für möglich gehalten. Aber es gibt doch etwas, Herr Leutnant, wovon wir uns nichts träumen lassen. Dieses Heute werde ich nie vergessen . . ."

Ich nickte still und schrieb im Unterstand den wehesten Brief an ein Heldenweib im grünen Allgäu und legte die letzten Lebensdinge des Gefallenen dazu, Brief, Ring, Uhr und ein Heldenkreuz.

Über dem frischen Grabe draußen zwitscherte das Vogelstimmchen wie unirdisch in den stillsten der Tage an der blutgetränkten Somme. Ein Ton, halb Jubel, halb Klage, schwang sich immergleich aus dem Lied: Heute, heute . . .

+

Der Spuk in der Knechtkammer

„Das lasse ich mir nicht nehmen", meint der Buttermann Bartl, ein stämmiger Großknecht, „daß es beim Schloßbauern in Fürstberg umgeht, voraus in der Knechtkammer. Woher das kommt, kann kein Mensch nimmer sagen. Ist ja ein uraltes Haus und ist früher ein wirkliches Schloß gewesen, und die Leut', denen es gehört hat, haben sich „von" geschrieben. Man kennt's ja heut' noch an den dicken Mauern und dem hohen Giebel, daß Adelsleute drinnen gewohnt haben. Die letzten haben von Hofstetter geheißen, und wie die ausgestorben sind, ist das Gut verkauft worden an einen Bauern aus der Gegend, aber auf dem Haus heißt es heute noch beim Schloßbauern, und umgehen tut's auch noch in dem Haus, grad' wie in den alten Zeiten.

Die arme Seel', die da geistert, muß schon ganz was Grobes angestellt haben in ihrem Erdenleben, weil sie gar nicht zur Ruhe kommt und alleweil wieder weizen (= geistern) muß. Oder ist's etwa gar der Teufel selber, der da herumrebellt, daß dem Schloßbauern heut noch kein Knecht bleibt?

Alles Mögliche haben sie schon probiert, Missionspater haben das Haus und die Kammer beschworen und mit Weihrauch ausgeräuchert, nichts hat's genützt. Wenn's auch oft eine Zeitlang stiller geworden ist, nachher ist's wieder um so leider losgegangen. Von den Knechten hat's überhaupt keiner länger wie vierzehn Tag in der Kammer ausgehalten; die meisten sind schon in der ersten Nacht auf und davon, wenn der Spektakel losgegangen ist.

So sagt der Schloßbauer halt auch zu mir ein-

mal: „Bartl", sagt er, „möchtest es nicht einmal probieren bei mir als Knecht? In der Kammer ist's halt nicht recht geheuer, aber mit der Zeit gewöhnt man's, und passieren tut dir nichts. Ist noch keinem etwas passiert, und uns Hausleuten auch nicht. Ich geb' dir gern einen großen Lohn. Verlang nur, mir ist nichts zuviel, wenn ich nur einmal einen bleibenden Knecht krieg'."

Schloßbauer, denk ich mir, mich kriegst nicht so leicht dran. Und wenn schon, nachher mußt mir schwer büchseln. Daß ich's grad' sag', wie's ist, denn ich sag' meine Ehr' wie meine Schand': Ein Weiberleut hab' ich damals im Kopf g'habt in den damischen Jahren, blutjung und blutsauber, und geheiratet hätt' ich wünnig gern. Hat sie nichts, hab' ich nichts, da heirat' nachher! Zur selben Zeit hat ein Hochzeiter tausend Gulden aufweisen müssen — anders ist's Heiraten überhaupt nicht gegangen. Und so sag' ich halt zum Schloßbauer: „Wenn du übrige tausend Gulden hast, nachher mach' ich dir drei Jahr den Knecht. Anders tu ich's nicht. Und eine Dirn kannst auch haben. . ."

Der Schloßbauer schaut eine Weile und sagt nachher: „Tausend Gulden auf drei Jahr' sind ein bißchen viel. Aber nun, von mir aus gilt's. Und wie meinst denn das mit der Dirn?"

Da erzähl' ich ihm meine Heiratsgeschichte, aber das paßt ihm nicht recht, denn, sagt er, wo die narrische Lieb' am Gabelstiel hängt, verdient sich ein Knecht nicht einen Gulden, viel weniger tausend, und eine Dirn schon gar nichts. Ich soll noch drei Jahr warten mit dem Heiraten, bis ich die tausend Gulden hab', nachher kann ich mir selber ein Sacherl

kaufen um das Geld und selber werken und hausen. Ist mir auch recht, und so bin ich halt Knecht worden beim Schloßbauern. Wie ich die erste Nacht zum Schlafen bin in die verwunschene Kammer, ist mir doch hübsch scheusam gewesen, aber es ist nichts passiert und geschlafen hab ich wie ein Ratz. Und das dauert so vierzehn Tag, daß ich mir schon gedacht hab': Es gibt ja gar nichts! Nichts reigiert! Nichts weizt! Ist ja lauter dummes Leutgeschwätz von dem Spuk in der Knechtkammer ... Aber kaum hab' ich mir das gedacht, geht's schon los auch! Im Kamin neben mir hebt's zum rumpeln an, wie wenn tausend Teufel auf einmal Rauchfangkehrer spielen täten. Gleich darauf reißt es mir den Tuchert (= Oberbett) weg und die Kopfpolster haut's mir um die Ohrwaschel, daß mir Hören und Sehen vergangen ist. Aber so leicht laßt sich der Bartl nicht her! Ich bin auf wie ein Wilder und hab mir das Gespenst gesucht. Und da seh' ich's halt schon auch, weil der Mond beim Fenster hereingeschienen hat. Ist eine entsgroße Gestalt, ganz wie in graue Leinwand gehüllt, aber Kopf hab' ich keinen gesehen! Und umeinandergefahren und geflogen ist's bald wie ein Wiesel, bald wie ein Vogel, und Kirrer (= Schreie) hat's getan wie ein angeschossener Auf (= großer Uhu). Einmal derwisch' ich's halt doch, aber da ist mein Arm durch die Gestalt gestoßen wie durch einen eiskalten Nebel — hab kein Fleisch und kein Bein gespürt. Da hat mir erst gegraust — da bin ich erst ausgereist! Und gesehen hat mich die Knechtkammer nimmer. Mir hat das eine Mal schon gelangt!

Am liebsten wär' ich auf und davon, wie halt die früheren Knecht' auch — aber nun, die tausend Gul-

den und das Weiberleut halt, die haben mich wieder hergehalten. Lieber schlaf' ich die drei Jahr lang auf der Streu — und so hab' ich's auch gemacht. Ich hab' mir in der Schneidkammer ein Bett gemacht von Stroh und Streu, und mit einer Roßkotzen hab' ich mich zugedeckt. Ist nicht einmal eine üble Liegerstatt gewesen, und die Hauptsach': meine Ruh' hab' ich gehabt vor dem Gespenst, und nach den drei Jahren brav meine tausend Gulden.

Jetzt Bartl, kannst heiraten!

So reis' ich halt gleich aus zum Hüter auf Hintberg, wo sich mein Dirndl aufgehalten hat, daß wir gleich alles richtig machen zu der Hochzeit. Aber wie ich zum Hüter hinein bin, da stecken sie alle die Köpfe ein, daß ich mich gar nicht auskenn'. Endlich sagt der Hüter: „Verlaß' dich auf ein Weiberleut! Jetzt obenauf — jetzt untenab! Grad wie ein espenes Laubet! Daß ich dir's frei sag': Vor vierzehn Tagen ist das Mensch mit einem Scherenschleifer auf und davon."

Da hab' ich mich eingedreht — ich Depp mit meinen damischen tausend Gulden — und bin wieder fort — heimzu. Einen Strick wenn ich bei mir gehabt hätt', nachher hätt' ich mich halt am nächsten Baum aufgehängt, grad' so ist mir gewesen.

Wie ich nachher in der geschlagenen Nacht nach Mitterndorf komm', da hör' ich's halt Kegelscheiben. Das hätt' ich für mein Leben gern getan, aber es ist halt nie gegangen, weil's Gerstl alleweil zu wenig war. Aber heut' hab' ich tausend Gulden im Sack. Bartl, heut' kannst dir's scheiben genug! Und so hab' ich halt geschoben und geschoben.

Es sind lauter gute Bekannte gewesen auf der

Kegelbahn, und allen hab' ich abgewonnen. Und die Zech' hab' ich ihnen auch noch bezahlt, weil keiner mehr einen Knopf Geld gehabt hat.

Wie die fort waren, kommt noch einer daher — ich mag ihn nicht nennen, ihr habt ihn alle gekannt — und der fangt mit mir 's Scheiben an. Und ich denk' mir alleweil: „Ja, daß der heut' da ist, der ist doch schon vor drei Jahren gestorben, wie man alleweil gehört hat. Soll denn das nicht wahr sein? Oder ist der Gestorbene sein Bruder gewesen? Und der Kund' gewinnt alleweil. Meine tausend Gulden sind alleweil weniger geworden — keinen Kegel hat der Kerl gefehlt, aber nicht einen! Jetzt schau' ich ihn mir halt doch genauer an, und da seh' ich, daß er einen Roßfuß hat!

Da bin ich halt nocheinmal ausgereist und davon wie der Wind!

Wie ich daheim mein Geld gezählt hab', ist mir von den tausend Gulden grad' soviel geblieben, wie ich mir bei einem andern Bauern auch verdient hätt', etliche fünfzig Gulden im Jahr — und das Weiberleut ist auch hingewesen, der Fetzen, mit dem Scherenschleifer.

Um das hab' ich mich in der Knechtkammer beim Schloßbauern in Fürstberg schrecken lassen können von dem Geist, der dort heut' noch umgeht.

Es ist halt kein Segen bei solchen Sachen . . .

+

Die Krone

Das ist dem Zollwächter Baumann von Eisenstein passiert, und er hat es mir selbst auf dem Heimweg vom Wirtshaus erzählt, wo unter den Gästen viel von Geistergeschichten die Rede war, die jeder selbst erlebt haben wollte.

Nur der Baumann ist still dagesessen, hat still getrunken und still gelächelt, auch manchmal still genickt, wenn ihm die eine oder andere Geschichte glaubhaft erschien. Im ganzen aber hat er still geschwiegen und die andern reden und raten lassen, als wär' er selber ein unmündiges Waislein, das gar nichts Absonderliches zu berichten wüßte.

„Na, Baumann", sag ich zu ihm auf dem Heimweg, „was war denn das heut mit Ihnen? Glauben Sie denn gar nichts Geistiges, weil Sie alleweil so halbheidnisch gelost und gelächelt haben?"

„Ich?" tut der dehnend, als müßte er einen Strudelteig auswalken. „Ich?" Und drückt mich mit beiden Händen auf die nachtschweigende Bank, die der Verschönerungsverein an der Innleiten hat aufstellen lassen, als hätt' er's schon gewußt, daß mir der Baumann da auf dieser Bank sein Geistererlebnis erzählen tät' — in dieser leuchtkäfertollen Johannisnacht.

„Warten wir ein wenig, bis die Frau und die Tochter nachkommen", sagt er. „Wissen S', die Frau tut sich nicht mehr leicht mit dem Schnaufen. Sie hatscht alleweil nach. Überhaupt, seit dem Lichtmeßtag anno 1914 ... Da hat's ihr den Schnaufer ganz verschlagen. Und die Red' auch. Na ja, 's Fannerl soll's Ihnen erzählen, was wir drei an dem Lichtmeßtag in Eisenstein gesehen und erlebt haben. Wir

haben's noch keinem Menschen erzählt, weil's doch niemand glauben tät'. Sie sind der Erste, der's hören soll. Vielleicht schreiben Sie sich's auf — für spätere Zeiten, damit die Welt weiß, was alles passieren kann. Alsdann, Fannerl, fang an. Und erzähl es genau, wie es gewesen ist."

„Ja", sagt die Tochter des Zollwächters, „am Lichtmeßtag 1914 ist's gewesen. Ich weiß es noch wie heut'. Und gruseln tut es mir jedesmal, wenn ich darandenk'. Der Vater hat Dienst gehabt im bayrischen Häusel an der böhmischen Grenz', und wie's gegen Abend wird, sagt die Mutter: „Fannerl, sagt sie, weil gar so ein milder, lauer Abend ist, gehen wir dem Vater entgegen. Wird ihn freuen und uns schadet es auch nicht, wenn wir uns ein bißchen ergehen in der frischen Luft draußen. Also machen wir uns auf den Weg und bald sehen wir auch den Vater auf der Grenzstraßen dahergehen. Es ist zwar schon dunkel gewesen, aber ich hab den Vater gleich am Pfeifen erkannt. Wissen S', weil er alleweil den Jäger aus der Kurpfalz gepfiffen hat. Mittendrin aber hört er das Pfeifen auf, es gibt ihm einen Riß, und da steht er wie angenagelt.

„Was hast denn, Vater? frag ich gleich und er sagt: „O meine Leut', schaut doch auf den Arber hin. So schön, so schön!"

Na ja, die Mutter und ich schauen gleich auf den Arber hin, und was sehen wir? Da strahlt über dem Gipfel frei in der Luft ganz golden und prachtvoll eine großmächtige, bayrische Königskrone, wie hergezaubert. . „Seht ihr's?" fragt der Vater. „Oder täusch ich mich? Ist das ein Blendwerk oder was ist das sonst?"

„Die bayrische Königskrone ist's", sagt die Mutter.

„Ja", sagt der Vater. „Die seh ich auch. Aber wie kommt denn die Krone da auf den Arber? Was bedeutet denn das? Etwas Gutes kaum . . . Wie der Vater das sagt, da sausen aus allen Himmelsrichtungen glühende Schwerter daher und alle fahren sie in die großmächtige bayrische Königskrone, daß sie in tausend Trümmern und Fetzen auseinanderfliegt. Nachher ist's Nacht gewesen auf dem Arber und ein Sturm ist über die Bergwälder gefahren, daß uns gefroren und gegraust hat . . ."

„Ja", sagt der Zollwächter Baumann, „das ist die wahrhaftige Geschichte mit der bayrischen Königskrone und den glühenden Schwertern, die wir drei am Lichtmeßtag, den 2. Februar 1914, erlebt haben. Schauen Sie her, ich hab mir den Tag und die Geschichte aufgeschrieben in meinem Büchl, damit, daß es ja keinen Zweifel gibt. Sie sind der erste Mensch, dem wir's erzählen. Jetzt sagen Sie mir nur grad', wie so was möglich sein kann? Also lang vor dem Krieg und vor dem Umsturz sehen wir auf dem Arber die bayrische Königskrone in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, und nachher wird sie von glühenden Schwertern zerfetzt, daß die Trümmer niedersausen. Und wir drei sehen alle das Gleiche, gelt Frau? Gelt Fannerl? Ich gäb' was drum, wenn mir jemand diese Erscheinung erklären könnte. Aber ich glaub', das kann kein Pater und kein Pfarrer, kein Prälat und kein Papst."

+

Das Auge der Ewigkeit

Als ich noch unter den Waldleuten lebte, kam an stillen Feierabenden, wenn die Nachbarn in den warmen Winterstuben beisammensaßen, das Gespräch sehr häufig auf dunkle Begebenheiten, die sich im Waldland zugetragen haben sollen. Himmelszeichen und andere übersinnliche Erscheinungen, die sich die Leute nicht zu deuten wußten, spielten dabei eine große Rolle.

Aus der Fülle dieser Begebnisse sind mir besonders zwei in Erinnerung geblieben, die sich erst in jüngster Zeit begeben hatten und von den Erzählern selbst erlebt wurden, wobei jedesmal glaubwürdige Männer als Miterlebende den Sachverhalt bezeugten, so daß an der Tatsächlichkeit der Berichte wohl nicht zu zweifeln ist.

Außerdem stimmen beide Erzählungen hinsichtlich der Erscheinungsformen und der näheren Umstände so auffällig überein, daß ich sie schon deshalb für keine bloßen Sinnestäuschungen oder Phantasiegebilde halte. Brave, biedere Männer haben die Erscheinungen so erlebt, wie sie von ihnen erzählt und von Miterlebenden bezeugt wurden.

Ein weiterer Prüfstein dieser Begebnisse ist die innere Wahrheit, die sie erfüllt und glaubhaft macht. Nichts geschieht von ungefähr und jedes Ding, besonders aber eine übersinnliche Erscheinung, muß einen zureichenden Grund haben, der sie erklärt und damit unser menschliches Gerechtigkeitsgefühl befriedigt.

+

Das erste Begebnis:

Der Bauer auf dem Schartenhof war mit seinen Nachbarn auf dem Heimweg vom Wirtshaus auf der Hohentann, einem lieblichen Hochgefilde mit weitem Rundblick über das Waldland. Es war Kirchweih gewesen in dem sonst so stillen Weiler, der nur aus dem besagten Wirtshaus, einem uralten Wallfahrtskirchlein und dem Hause des Frühmessers bestand.

Es war gerade Mitternacht, als die Männer vom lärmenden Gelage aufbrachen und ihren unweit gelegenen Höfen zustrebten.

Auf dem Heimwege frischten sich die Männer ein trauriges Erlebnis auf, das sich gerade vor einem Jahre auf der Hohentanner Kirchweih zugetragen hatte: Wie der Brenninger Peter, ein jähzorniger Bauer, von den bösen Geistern des Bieres voll, einen Widersacher mit gezücktem Messer angeht. Der Widersacher weicht aus, der Stich geht daneben und — wie es sein will — das Messer, wuchtig geführt, saust dem Brenninger selbst in den Schenkel und zerschneidet ihm die Schlagader.

Innerhalb drei Minuten war der Mordlustige, der einen andern kalt machen wollte, selber eine Leiche, starr und steif wie ein gefrorener Baumstrunk.

Mit Schaudern gedachten die Männer dieser Begebenheit, die sich gerade heute jährte.

Da, was ist das?

Der Bauer auf dem Schartenhofe sieht es zuerst: ein gespenstisches Licht, so groß wie eine Kegelkugel, geistert hoch auf dem Wipfel einer Föhre, die hart am Wege steht. Dazu ist ein Sausen in den Lüften wie das Gejohle der wilden Jagd, und Wehrufe

gellen durch die Nacht hin, daß den beherzten Männern die Haare zu Berg stehen.

Das gespenstische Licht steht immer noch unbeweglich auf dem Föhrenwipfel wie ein wildloderndes, unheimliches Auge der Nacht.

„Das ist nichts Rechtes mehr", meint einer fröstelnd, von Grauen überjagt.

„Das kann nur der Brenninger Peter sein, den wir durch unser Erinnern vorhin herbeschworen haben", mutmaßt der Bauer auf dem Schartenhof. „An Jahrtagen können die Geister der Verstorbenen erscheinen; das hat mein Ahne immer behauptet ..."

In diesem Augenblick fährt die Lichtkugel mit Ächzen und Stöhnen auf den untersten Ast der Föhre nieder und wiegt sich über den Häuptern der Heimkehrenden, denen der Angstschweiß schon kalt von den Stirnen tropft. Denn in der Lichtkugel funkelt ein Auge so wild und grimmig, wie vor Jahresfrist der Brenninger, als er das Mordmesser schwang.

„Alle guten Geister!" beschwört der Bauer auf der Scharten. „Brenninger, bist du's oder bist du's nicht?"

Wie zur Antwort schnellt die unheimliche Lichtkugel dreimal auf und nieder, indes der Wald von Stöhnen und Heulen erfüllt ist wie bei einem Windbruch und die Zeugen dieses Schauerlichen vor Zagheit schier vergehen möchten.

„Gott sei deiner armen Seele gnädig — und uns auch!" stammelt der Bauer auf der Scharten. „Und wenn du der Brenninger Peter wirklich bist, so flieg' jetzt heim auf deinen Hof, damit wir Gewißheit haben."

Allsogleich erhebt sich die Geisterkugel und fliegt als feuriger Ball auf den Hof zu. Dort geistert sie

noch eine Weile über den Dächern, bis sie plötzlich wie ein Nichts verschwindet.

„So inbrünstig hab' ich all mein Lebtag nicht gebetet", meint der Bauer auf der Scharten zum Beschluß seines Berichtes, „wie damals in der selbigen Nacht für die arme Seele des Brenninger Peter."

*

Der zweite Bericht:

Dem Schloßherrn auf dem Reckenstein, dessen Zinnen im Sonnenleuchten über die Waldwipfel in die Weiten winken, ist seit der wilden Somme-schlacht ein Sohn verschollen.

Die Ungewißheit, ob der Vermißte noch lebt oder schon von den Toten zu zählen ist, bleicht dem braven Edelmanne das helle Haar und meißelt herbe Runen in seine Züge.

Um diese Zeit hat er in seinen Wäldern einen starken Hirsch aufgestöbert, der aus den böhmischen Urwäldern herübergewechselt war. Es war schon Frühschnee gefallen, in dem die Spuren des Hochwildes deutlich zu sehen waren.

Da lud der Schloßherr die benachbarten Bauernjäger zur Pirsch ein, auch den Bauern vom Schartenhof, mit dem er besonders gute Freundschaft hielt.

Als sie den Hirsch erlegt hatten, gab ihnen der Schloßherr auf seiner Jagdhütte ein Weidmannsmahl, bei dem es fröhlich herging, wie immer unter Jägern. Nur der Schloßherr selbst war ernster als sonst und äußerte zuweilen: „Ich weiß nicht, was das heute ist. Mir kommt es gerade vor, als ob mir heute noch etwas Besonderes begegnen sollte."

Als die Jagdgesellschaft aufbrach, war die frühe Winternacht schon heraufgekommen mit ihren unzähligen Sternen am kaltklaren Himmel, und der Vollmond gab so gutes Licht auf die bleichen Schneegefilde, daß man Dörfer und Höfe auf Stunden weit erkennen konnte.

Mancher helle Juschrei hallte durch die helle Nacht hin.

„So klar ist es", meinte der Bauer auf der Scharten zum Schloßherrn", „daß man die Zinnen auf dem Reckenstein zählen kann."

„Ja, wunderbar schön ist es", sagte der Edelmann, „so schön, daß ich wünschen möchte, mein kriegverschollener Sohn wäre da und könnte das wunderbare Waldland in seiner Winterpracht noch einmal überschauen. Er hat ja die Heimat so sehr geliebt, daß der erst Siebzehnjährige freiwillig auszog, sie mit dem Schwerte zu schützen. Und seitdem ist er verschollen, vermißt. Wie gern wüßte ich, ob er noch am Leben ist oder . . ."

Hier bricht der Schloßherr plötzlich ab und weist mit der Hand in Richtung der alten Waldstraße, die verschneit im Grunde liegt: „Was ist denn das für ein merkwürdiges Licht? Wie der Scheinwerfer eines Kraftwagens . . ."

„Ich seh's schon lange", bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Kommen Sie, Herr Baron, das Licht müssen wir uns ansehen. Es scheint, es sucht uns . . ."

Schon schreiten die beiden Männer der seltenen Erscheinung zu. Auch die übrigen Jagdgäste sind aufmerksam geworden und folgen den Voranschreitenden in einiger Entfernung.

Der helle Lichtkegel steht noch eine Weile wie suchend auf der nachtstillen Waldstraße, die vom Schloßberg herab in den Talgrund mündet. Dann aber hebt es sich mannshoch über das Schneegefilde und kommt den Männern über die verschneiten Fluren entgegen.

„Der Scheinwerfer eines Kraftwagens kann es nicht sein!“ sagt jetzt der Schloßherr. „Was mag es aber sonst bedeuten? Ein Irrlicht? Eine arme Seele, die erlöst sein will?“

„Oder ein kriegverschollener Sohn, der den Vater sucht und ihm ein Zeichen geben will, daß es ihm gut geht drüben im Lande der Ewigkeit“, bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Es ist nicht das erstemal, daß ich solches erlebe. Nur ist diesmal das Licht tausendmal heller und friedsamer wie weiland auf dem Heimweg von der Hohentanner Kirchweih. Schier heilig kommt mir diese Lichtkugel vor . . .“

„Ach, darum habe ich heute immer so seltsame Ahnungen gehabt“, meint der Schloßherr, während die Lichtkugel geradewegs auf ihn zukommt und zwei Armlängen vor ihm stille hält.

Von Schauern überrieselt, stehen auch die Männer, denn in der Lichtkugel, die einen wunderbaren Schein verbreitet, gewahren sie die Iris eines aus Seelentiefen blickenden Auges.

„Es ist das Auge meines vermißten Sohnes“, flüstert der Schloßherr dem Bauern auf der Scharten zu, „nun weiß ich, daß er gefallen ist . . .“

„Und dennoch lebt im ewigen Frieden“, bescheidet der Schartenbauer.

Wie zur Bestätigung dieser Worte hebt sich die Lichtkugel über die Häupter der Männer und schwebt

vor ihnen her in Richtung des Schlosses, wo es noch eine Weile über dem Wappen am Torbogen schwebt und verschwindet, als wäre es ein Nichts gewesen.

„War das nun Wirklichkeit oder Traum oder Täuschung?" wendet sich der Schloßherr an seine Jagdgäste.

„Es war wunderbarste Wirklichkeit", bestätigen diese. „Wir alle haben es gesehen — das Auge der Ewigkeit."

„Dann", fährt der Schloßherr ergriffen fort, „habe ich Gewißheit, daß mein Sohn nicht mehr am Leben ist, sondern als ein junger Held bei den himmlischen Heerscharen eine ewige Heimat hat. Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit."

„In Ewigkeit, Amen!" murmeln die Jäger in ihre vereisten Bärte und gehen still in ihre Dörfer zurück, ein neues Wissen im Herzen, das Wissen vom Auge der Ewigkeit.

+

Was die Förstersfrau erzählt

Es war in meinem ersten Ehejahr.

Mein Mann war damals Förster auf einem abgelegenen Posten im bayerischen Walde, nahe der böhmischen Grenze. Das Forsthaus lag einsam in den Wäldern, unser nächster Nachbar, ein Freund meines Mannes, war ebenfalls Förster. Die beiden kamen dienstlich oft zusammen, während ich allein zuhause saß und gegen Süden hinträumte, wo meine sonnige Elternheimat lag. So sehr es mir in den Grenzwäldern gefiel, so sehr sehnte ich mich auch wieder hinaus in bewohntere Gegenden, in menschliche Gesellschaft.

Dies wußte unser Nachbar, Förster Waldmann, so gut wie mein Mann, und so gaben sich die beiden alle Mühe, mit vereinten Kräften einen Posten ausfindig zu machen, der meinen Wünschen entsprach.

Eines Tages kommt Förster Waldmann zu uns und schwenkt schon von weitem ein weißes Blatt in der Hand wie eine erwünschte Nachricht:

„Ihr guten Leute, macht euch bereit! Förster Wildbart in Lichtenau wird nächstens in den Ruhestand versetzt. Der Posten ist für euch wie gewunschen. Lichtenau liegt nahe der Stadt, hat Wirtschaft und großen Ausflugsverkehr. Da, seht euch die Karte an, da habt ihr ein Lichtbild von Lichtenau ..."

„O weh", sagt mein Mann enttäuscht, „das ist nichts für uns. Für diesen Posten werden Dutzende von älteren Bewerbern da sein ..."

„Nun überlegt euch die Sache. Man kann nie wissen, wie so ein Fall ausgeht. Und — Probieren geht über Studieren. Jedenfalls sollt ihr euch die

Sache nicht entgehen lassen. Nachdem mir Förster Wildbart selber die Karte mit der Nachricht von seiner Pensionierung geschickt hat, könnt ihr euch sofort bewerben, ohne daß die Stelle erst ausgeschrieben wird. Dann ist euch der Posten sicher."

„Auf diese Weise könnte es gehen", pflichtete mein Mann bei, während ich mich im Stillen schon in das freundliche Kartenbild verliebe und mir allerlei Vorstellungen mache von meinem künftigen Wirkungskreise auf dem Forsthaus Lichtenau. Um das Bild immer vor mir zu haben, stelle ich die Karte auf den Schreibtisch meines Mannes. Eine Försterei mit Wirtschaftsbetrieb war von je mein Wunsch gewesen — ich wäre überglücklich, wenn er sich jetzt verwirklichen sollte.

Einige Tage später hat mein Mann wieder dienstlich bei Freund Waldmann zu tun; er sagt mir schon beim Weggang, daß er vor Mitternacht kaum heimkommen wird.

Ich bin allein im einsamen Forsthause und treffe die nötigen Sicherungen, denn man weiß nie, was einer Frau in menschenferner Abgeschiedenheit geschehen kann. Bello, der Hühnerhund, muß in der Hütte vor dem Hause wachen, während ich Hexel, die Dachshündin, bei mir im Zimmer behalte. Der Drilling liegt schußbereit vor mir — für den Fall der Gefahr.

Der frühe Winterabend bricht herein, die Flocken gleiten draußen sacht und feierlich. Ich schließe alle Türen und Läden und lege mich beizeiten schlafen, damit ich, wenn mein Mann heimkommt, ausgeruht bin.

Da, es mag gegen Mitternacht sein, höre ich an der Haustüre ein heftiges Gerumpel. Ich denke

nichts anderes als — das ist mein Mann und stehe auf, um ihm zu öffnen. Während des Anziehens wundere ich mich nur, daß Bello, der Wächter vor dem Hause, seinen Herrn nicht mit dem üblichen Freudengeheul empfängt. Er gibt auch sonst keinen Laut, wie auch Hexel, die Wächterin bei mir, mit eingezogener Rute im Winkel kauert und mich ängstlich anblickt, als geschähe etwas Grauenhaftes ...

Dennoch will ich beherzt öffnen, da höre ich auf dem Wege zur Tür langsame, dumpfe Schritte ums Haus. Ich höre die Schritte ganz deutlich und kann sie zählen. Warum, denke ich mir, umschreitet mein Mann das Haus? Er hat es doch sonst auch nicht getan. Ist Gefahr im Verzug?

Ich öffne die Türe und rufe den Namen meines Mannes in die Finsternis hinaus.

Keine Antwort.

Es ist auch weit und breit nichts zu sehen. Und Bello, der Wächter in der Hundehütte, flimmert mich mit weitoffenen Lichtern ängstlich an. Was mag er Unheimliches gesehen haben?

Schauer überrieseln mich. Ich werfe die Tür erschrocken ins Schloß und eile angstbeklommen ins warme Zimmer.

Da knickt und knackt die Türklinke draußen wieder ganz deutlich, mehrmals höre ich den Druck und Ruck, wie von kräftiger Männerhand, und wieder das beklommene Schweigen der Hunde — und wieder die unheimlichen Schritte ums Haus.

Da nahm ich all meinen Mut zusammen und eile vors Haus, den Drilling schußbereit in Händen. Was konnte mir geschehen?

Aber wieder sah ich nichts — auch nicht die Spur

eines Trittes in dem kniehohen Neuschnee, den es seit Abend geworfen hatte. Wäre eines sterblichen Menschen Fuß hier gegangen, so müßten doch die Abdrücke und Vertiefungen im Neuschnee deutlich sichtbar sein.

Und ich hatte doch die Schritte so deutlich gehört, das erstemal wie das zweitemal, wie sie kräftig und gemessen um das Haus gingen.

Was ging hier vor?

Ich stehe vor einem Rätsel. Mit hellwachen, aufgescheuchten Sinnen gehe ich ins Zimmer zurück, da schwebt mir wie von unsichtbarer Geisterhand gehoben, vom Schreibtisch her die Karte mit dem Bilde des Forsthauses Lichtenau, mit dem ich mich in diesen Tagen immer beschäftigt hatte, vor die Füße.

In diesem Augenblick pocht es draußen wieder an die Türe, aber diesmal ist's mein Mann. Eine Täuschung ist nicht möglich, denn ich höre zugleich auch das Freudengeheul des wackeren Bello, der seinen Herrn begrüßt.

Ich öffne ihm sogleich und erzähle ihm mit fliegendem Atem das eben Erlebte. Auch mein Mann kann sich die rätselhaften Vorgänge nicht erklären, glaubt aber doch, sie könnten in einem Zusammenhang stehen mit dem Förster Wildbart in Lichtenau.

An eine Nachtruhe war natürlich nicht mehr zu denken. Wir saßen ratend und schweigend am Herd, ganz in das Geheimnisvolle versponnen, das in den letzten Stunden um unser einsames Forsthaus gespielt hatte, daß sich sogar die Hunde nicht zu rühren wagten.

Am nächsten Morgen war schon Freund Waldmann von der Nachbarförsterei zur Stelle: „Leu-

teln", rief er schon uns von weitem zu, „heut' Nacht hat's bei mir gespukt, aber ordentlich, und gerade um die Geisterstunde. Ein Lichtl hab' ich gesehen, draußen hoch überm Schneegefild, und ein paarmal hat's mir an die Fenster geklopft, daß alles nur so geschebbert hat. Und auf einmal hab' ich an den Förster Wildbart denken müssen in der Lichtenau ... Leuteln, paßt auf, mit dem hat's was ... Wenn der heut' Nacht nicht hinübergewechselt ist in die ewigen Jagdgründe, nachher lasse ich mir den Kopf abschneiden. Ich kenn' mich aus — auf so etwas. Ist nicht das erstemal, daß sich ein Freund bei mir anmeldet ..."

Können sie sich unser Erstaunen vorstellen?

Als ich ihm dann die eigenen spukhaften Begebnisse in der gleichen Nacht berichtete, war es seine volle Überzeugung: „Das war niemand anderer als der Förster Wildbart. Todsicher ist der heute Nacht gestorben und hat euch mit dem Spuk vermelden wollen, ihr solltet ruhig um den Posten Lichtenau anhalten. Wozu hätt' er dann auch noch die Ansichtskarte mit dem Bild des Forsthauses vom Schreibtisch geweht? Das sollte eine handgreifliche Mahnung sein, den schönen Posten nicht hinten zu lassen."

Wieder einige Tage später erhielt mein Mann von einem befreundeten Forstbeamten die Nachricht: „Förster Wildbart in der Nacht vom achten November gestorben. Melde dich sofort um den Posten. Er ist dir sicher, wie ich bestimmt weiß."

Und so war es auch. Mein Mann hat sich gemeldet und zwar mit sofortigem Erfolg. Wie sich später herausstellte, war sein Vorgänger Wildbart genau

in der nämlichen Nacht gestorben, in der ich den geheimnisvollen Spuk in unserem früheren Forsthause erlebte.

Nun sind wir schon an die zwanzig Jahre hier in dem lieblichen Lichtenau, aber jene Geisternacht kommt mir nicht aus dem Sinn. Es gibt Mächte, die, an Zeit und Raum nicht gebunden, nach Gesetzen wirken, die keines Sterblichen Geist erforscht. Oder, wie will man solche Erscheinungen erklären?"

Der Warner

„Es war im ersten Kriegsjahr", berichtet die Frau vom Waldhaus, „gegen Weihnachten zu. Mein Mann war als Ersatzreservist soeben eingezogen worden und befand sich zur Ausbildung noch im Friedensstandort seines Regiments. Ich hatte also um ihn zunächst noch nichts zu fürchten. Dennoch ging ich täglich den stundenlangen Weg von unserem Waldhaus zur Dorfkirche ins Engelamt, meist ohne Licht, trotz der Finsternis, um für meinen Mann und die Helden draußen im Felde zu beten. Es ist mir einsamen Frau auf diesen nächtigen Waldwegen noch nie etwas zugestoßen, nur einmal hatte ich ein sonderbares Erlebnis, das mich in seiner Eindringlichkeit heute noch schreckt, und dennoch bin ich so dankbar dafür. Sie werden bald begreifen, warum . . .

Wie ich wieder einmal aus dem Engelamt komme und dem Wald zueile, sehe ich über den dämmerigen, schneebleichen Hang herunter auf meinen Weg zu ein Mannsbild kommen, überlebensgroß, in flatterndem Mantel, mit Stelzfuß und drohend geschwungener Krücke.

Sie können sich mein Entsetzen vorstellen — ich denke natürlich sofort an meinen Mann, ob ihm nicht im Felde etwas zustoßen wird. Aber noch weiß ich ihn ja geborgen in der Garnison, was sollte ihm da geschehen? So halte ich die Erscheinung zunächst noch für ein leibhaftiges Wesen, für einen Kriegsmann aus der Umgebung, der im Felde schon zu Schaden gekommen ist; nur stört mich die Riesengröße des Kriegers, ich weiß weitum keinen Mann von solchem Maß.

Wie sich die Gedanken in meinem gequälten Hirn überstürzen, sehe ich die Schreckgestalt wieder den Hang zum Walde hinaufstolpern, wo er Halt macht, um dann von neuem mit geschwungener Krücke auf mich einzustürmen. Ich bin wie in den Boden gestemmt und habe kaum die Kraft, dem erwarteten Schlage auszuweichen, da — zerfließt der Schreckliche vor mir ins Nichts, als wäre er nie greifbar nahe und schlagbereit vor mir gestanden.

Ein Entsetzen war in mir, daß ich keinen Schritt weiterzugehen wagte, bis ein alter Holzhauer des Weges kam, dem ich mich anschloß und dem ich das eben Erlebte auch berichtete.

„Gute Frau“, sagte der Alte, „solche Sachen gibt's. Hab' selber schon allerhand erlebt ... Merken Sie sich's, das war eine Warnung! Die Erscheinung wollte Sie bloß schrecken, daß Sie sich nicht mehr so allein durch den weiten Wald wagen ...“

„Ja“, sagte ich, „Sie können recht haben. Ist mir ohnedies nie recht geheuer gewesen auf diesen einsamen Waldwegen, besonders in der Finsternis. Aber was tut man nicht, wenn der Mann ins Feld muß, da geht man halt ins Engelamt und betet ...“

„Beten, gute Frau, können Sie daheim auch", meinte der Alte. „Folgen Sie mir und bleiben Sie für die Zukunft daheim, sonst passiert noch etwas viel Schrecklicheres wie die Erscheinung, die Sie nur warnen wollte. Sie werden sehen . . ."

Ich hätte ohnedies nicht mehr den Mut aufgebracht, diesen Gespensterweg zu gehen, und blieb daheim.

Am nächsten Tag stand ich zur gewohnten Stunde auf, nahm mein Gebetbuch zur Hand und wohnte daheim im Geiste dem Engelamte in der fernen Dorfkirche bei. Mitten in der Andacht höre ich aus der Küche einen heftigen Knall — ich sehe sofort nach, was es da gegeben hat. Aber schon schlagen mir Rauchschwaden entgegen, eine Feuergarbe züngelt hoch an den Fenstervorhängen.

Ich rufe der noch schlafenden Magd — und es glückt uns noch, mit vereinten Kräften den Brand zu löschen.

Was ist geschehen?

Die Petroleumlampe hat sich aus dem Deckengehänge gelöst und ist beim Aufprall auf das Pflaster explodiert, so daß sofort alles voll Rauch und Feuer war.

Wäre ich an diesem Tage, wie gewohnt, ins Engelamt gegangen, dann stünde das Waldhaus heute nicht mehr. Es wäre ein Raub der Flammen geworden, die Magd wäre verbrannt, die noch fest im Schlaf lag, und mein Kind, das schuldlos in der Wiege schlummerte . . . Verstehen Sie, Herr, wie dankbar ich dem Gespenste bin, das mir den Kirchenweg damals verleidet hat? Ein Engel war's, mir von Gott gesandt in schrecklicher Gestalt, ein Warner zur rechten Zeit . . ."

Rettende Hand

„Kinder", mahnte die Mutter, „vergeßt mir euren Schutzengel nicht." Jedes Kind, ja jeder Mensch, hat einen Schutzgeist, der ihn auf allen seinen Wegen behütet und nicht verläßt, es sei denn, wir stoßen ihn selbst von uns durch ein Leben der Sünde. Da wird er todtraurig und wendet sich von uns ab, wie er es muß, denn wo Sünde ist, kann das Heilige nicht sein, so wenig, wie sich Wasser und Feuer vertragen. Aber auch da verläßt er uns nicht ganz, sondern wandelt hinter uns her und wartet, bis die Seele wieder rein geworden ist von Sünde. Dann ist er uns wieder ganz nahe und führt uns weiter auf dem Pfade der Tugend und des gottgefälligen Lebens.

Wenn so ein sündenreines Kind in Gefahr kommt, dann steht er ihm bei, oft auf ganz wunderbare Weise, wie ich es selbst als Kind einmal erlebt habe. Und das will ich auch jetzt erzählen, damit auch ihr stets auf dem rechten Wege bleibt.

Wir hatten daheim ein altes hölzernes Haus, das ganz von Balkonen — Schrott nannten wir sie — umgeben war. Hinter dem Wohnhause waren die Wirtschaftsgebäude, darunter auch der Kornkasten, in dem das Getreide, das Rauchfleisch und auch die Brotlaibe aufbewahrt waren. In diesen hölzernen Kornkästen hielt sich alles frisch, weil sie im Winter nicht zu kalt, und im Sommer nicht zu warm wurden. Auch dieser Kornkasten hatte seinen Schrott, auf den vom oberen Treppenflur aus eine Türe hinausging. Diesen Weg gingen wir immer, wenn wir von der Wohnstube oder Küche aus etwas im Kornkasten holten, während das gedroschene Getreide vom Hofe

aus über eine Treppe in den Kasten getragen wurde. An einem Herbstabend — der Tag bleibt mir ewig unvergeßlich —, schickte mich mein Mütterlein gottselig noch um einen Laib weißen Roggenbrotes in den Kornkasten hinauf. Wir hatten damals Zimmerleute im Hause, die auf den verschiedenen Schrotten neue Böden legten, weil die alten von Wind und Wetter schon morsch und mürbe waren, und für diese Handwerker brauchte Mutter das Brot.

Als folgsames Kind laufe ich im Dunkel des frühen Herbstabends die altgewohnte Treppe hinauf in den oberen Hausflur, trete durch die Türe, die zum Kornkastenschrott führt und will auf dem Schrott weiterlaufen. Da überfällt mich plötzlich eine Schwäche, daß mir die Knie zittern und ich sinke zusammen wie ohnmächtig. Aber ich bin bei vollen Sinnen und kann mir nicht erklären, wie mir geschieht. Rasch überwinde ich die vermeintliche Schwäche und erhebe mich, um mit ein paar Schritten die nahe Kastentür zu erreichen. Aber wieder drückt es mich auf der gleichen Stelle in die Knie, als läge mir eine niederzwingende Hand im Nacken. Ich denke noch an nichts Besonderes und erhebe mich wieder, um das Brot endlich zu holen. Aber da drückt es mich zum drittenmal zu Boden, und diesmal spüre ich's deutlich, wie eine Hand auf der Schulter.

Was mag das sein?

Jetzt bin ich so in Angst und Schrecken, daß ich mich nicht mehr weiterwage, sondern auf dem Bretterboden des Schrottes zurückkrieche und zur Mutter in die Küche eile, um ihr den Vorfall zu berichten. Ich sagte ihr, ein Gespenst müsse mich berührt haben, denn was wäre sonst auf dem Schrott

gewesen, das mich dreimal an der gleichen Stelle in die Knie zwang? Gesehen hätte ich in der Finsternis zwar nichts, aber wo käme die Hand her, die ich im Nacken und auf der Schulter spürte, wenn nicht von einem unheimlichen Nachtgeist?

Mutter meinte lächelnd: „Tschapperl, dummes ... Wo soll denn auf dem Schrott ein Gespenst herkommen? Du hast dich im Finstern gefürchtet, und die Furcht hat dir dann alles so vorgegaukelt. In Wirklichkeit ist's nichts gewesen. Komm, zünde die Laterne an, dann gehen wir zusammen auf den Schrott, und du wirst sehen, daß kein Gespenst da ist."

Mutter nahm das Licht zur Hand und ging mit mir auf den Schrott. Als sie aber zur Stelle kam, wo es mich dreimal niedergedrückt hatte, daß ich keinen Schritt mehr weitermachen konnte, da rief Mutter entsetzt: „Heiliger Gott! Kind, jetzt glaub' ich's selber, was du gesagt hast. Aber es ist kein Gespenst gewesen, das dich zu Boden drückte, sondern dein heiliger Schutzengel! Schau, nur einen Schritt wenn du noch weitergegangen wärst, hättest du da in die Tiefe stürzen und dich erfallen müssen auf dem harten Hofpflaster."

Dem lieben Mütterlein traten Tränen in die Augen, sie nahm mich in die Arme und drückte mich innig an sich.

„Liebes Kind", sprach sie dann in heiliger Rührung, „komm, laß uns niederknien und dem heiligen Schutzengel danken für die wunderbare Rettung. Schau her, die Zimmerleute haben den alten Bretterboden auf dem Schrott da weggenommen und den neuen noch nicht gelegt. Was wäre es jetzt mit dir, wenn du vorhin auf deinem Gang zum Kornkasten

ahnungslos ins Leere getreten und auf das harte Steinpflaster in die Tiefe gestürzt wärst? Nur dein Schutzengel hat dich gerettet. Heiliger Gott, wie können wir für dieses Wunder nur danken?"

Kinder, so innig hab ich noch nie gebetet wie damals auf dem Schrott daheim angesichts der gähnenden Tiefe, vor der mich die Hand meines heiligen Schutzengels errettet hat. Denkt immer daran und führt euren Wandel so, daß auch euch euer Schutzengel nie verläßt."

Der Tod ist tot

Der alte Bergmüller lag im Sterben. Da er mir allzeit ein lieber, gütiger Mann gewesen, ging ich hin, um ihm beim Sterben zu helfen.

Hinten im Stubenwinkel stand schon der Schragen, bereit, die irdische Hülle des Altbauern aufzunehmen. Auf dem Fensterbrett blinkte ein flittergoldgezierter Weihwasserkessel mit dem Ährenwedel, mit dem man im Waldland daheim sinnvoll die Toten besprengt. Die alte Bergmüllerin schwang ein silbernes Lorettoglöcklein am Sterbelager, während wir Dorfgenossen um den großen Bauerntisch im Herrgottswinkel knieten und Stoßgebete für den Sterbenden verrichteten, damit wir die Unholde von seinem Lager bannten.

Lange konnte der Todeskampf nicht mehr dauern. Der Doktor hatte es auch gesagt. Wenn ein Mensch schon nahe an die neunzig ist, da ist das Sterben etwa so, wie wenn ein überreifer Apfel vom Baum fällt. Er muß halt . . . Es geht nicht mehr anders . . .

Zuweilen warf ich einen scheuen Blick auf den Alten, der in den letzten Zügen lag. Ich habe als

Waldbauernbüblein viele Alte sterben sehen. So war mir der Tod nichts Neues mehr. Dennoch sah ich immer wieder nach dem Antlitz, das bleich und ruhig auf einem Berge von Kissen gebettet war. Ein Mitleiden war in mir für den alten Mann, der sein Leben lassen mußte, das ihm vielleicht ebenso lieb war wie mir das meinige. Sonst dachte ich nichts weiter. Denn was ging mich der Tod an, mich mit meinen zehn Jahren, der ich noch die ganze Zukunft vor mir hatte mit allem, was ein langes Erdenleben bieten konnte?

Der Tod war mir etwas so Fremdes, Ferngerücktes, daß ich ihn nicht fürchtete. Ich war ja so blutjung, so kerngesund, so lebensfroh. Was sollte mir der Tod?

Da tat sich die Türe auf und der Geistliche, der den alten Bergmüller vor einigen Stunden versehen hatte, kam noch einmal zum Nachschauen und Zusprechen im letzten Stündlein.

Mit verstehendem Blicke umfaßte der Priester die Züge des Todgeweihten, aus denen schon überirdisches Leuchten zu kommen schien.

„Bergmüllervater . . . ist's recht hart?" fragt der Priester.

„Gar nicht", antwortet der mit klarer Stimme, aber unbewegtem Gesichte. „Soviel schön ist's. Und ich Narr hab' mir das Sterben alleweil gar so schrecklich vorgestellt. Wie hab' ich mich vor dem Tod gefürchtet! Und jetzt ist's gerade, als ob ein altes Gewand von mir fiele. Ja, so ist das Sterben. Es gibt gar keinen Tod, Hochwürden . . ."

Mich riß es hoch: Es gibt gar keinen Tod!

Mit einem unbeschreiblichen Glücklächeln auf den

welken Lippen fährt der Alte fort: „Ich bin schon drüben gewesen, Hochwürden, drüben im Jenseits. Ah, wie schön! Meine zwei Buben, die mir früh verstorben sind, hab' ich gesehen. Sie sind gleich auf mich zugekommen und haben mich so herzlich begrüßt: Weil du nur da bist, Vater! Wie herrlich waren sie! Wie leuchteten ihre Züge und ihr ganzes Wesen! Rein wie Engel, Hochwürden! Und den alten Webervater hab' ich gesehen, wisset, den Häuselmann, der heuer im Frühjahr verstorben ist. Den sah ich sitzen an fürstlicher Tafel, angetan mit herrlichen Gewändern. Er nickte mir zu und sprach: „Komm nur, Bergmüllervater, hier ist auch ein Platz für dich bereitet . . ."

Wir lauschen ergriffen, schaudernd.

Wie mit letzter Leibeskraft richtet sich der Alte von seinem Lager halb auf und wendet sich an uns: „Weint doch nicht, Leute! Das bißchen Erdenleben ist es wirklich nicht wert, daß wir uns darüber grämen, wenn es zu Ende geht. Denn mit dem Sterben fängt das Leben erst richtig an. Ich habe den Tod alleweil gefürchtet, weil ich nicht gewußt habe, was darnach kommt. Aber jetzt weiß ich's, weil ich's selbst gesehen habe. Die ganze Todesangst ist nichts weiter als die Furcht vor dem Unbekannten, was hinter dem letzten Stündlein steckt. Das ist jetzt vorbei. Früher haben wir oft gejammert, daß wir sterben müssen. Jetzt sag' ich euch, Leute, seien wir froh, daß wir sterben dürfen. Und noch einmal sag' ich's euch: es gibt keinen Tod. Wandelt nur rechtschaffen auf Gottes Wegen, dann werdet ihr es selbst einmal erfahren, wenn euer letztes Lebensstündlein gekommen. Der Tod ist tot! Ich gehe jetzt ins ewige Leben. Lebt wohl! Auf Wiedersehen!"

Fünf Minuten darauf lag der alte Bergmüller auf dem Schragen. Wir tauchten den Ährenwedel in den flittergoldgezierten Weihwasserkessel und besprengten damit das verzückte, starre Antlitz des Verblichenen. Dann ging ich heim und holte aus der Schublade das Legendenbuch, in dem Tod und Teufel in vielerlei Gestalt abgebildet waren. Ich stach ihnen allen die Augen aus. Und den Kalender, in dem ein grausamer Totentanz zu sehen war, warf ich in die Herdflammen, daß der Tod verbrannte.

Der Tod ist tot! Es lebe das ewige Leben, das der Bergmüllervater in seinem letzten Stündlein zu schauen begnadet war.

Drei Schüsse in der Nacht

Auf dem Schneiderhäusl in der Sommerau haben früher gewisse Hobelsberger gelebt. Der Alte hat nachher das Anwesen verkauft und ist in die Zwiesler Gegend, wo er einen Holzhandel angefangen hat. Bei uns da hat er sich nicht mehr halten können, weil ihm die Jäger wegen seinem ewigen Wildern so auffässig geworden sind, daß er lieber selber das Revier gewechselt hat, bevor sie ihn einhäuseln ließen.

Die Schand' hat der alte Hobelsberger schon seinem Buben nicht antun wollen, der damals grad' nach Passau gekommen ist ins geistliche Studium. Nicht daß die Leut' einmal zu dem Buben sagen: Was willst denn du? Dein Vater ist ein Wilddieb und sitzt im Zuchthaus. Aus dir kann ein sauberer Pfarrer werden. Nicht — weil es eh heißt, der Apfel fallt nicht weit vom Stamm.

Und richtig ist's auch so geworden. Der Hobels=

berger Bub' ist mein bester Kamerad gewesen. Wir sind als Nachbarsbuben zusammen aufgewachsen. Alle Tag, die Gott gegeben hat, sind wir beisammen gesteckt, weil einer ohne den andern nicht sein hat können. Und so brav und gescheit ist das Büberl gewesen, daß ihn der Pfarrer auf seine Kosten zum Studieren fortgebracht hat, denn sein Vater hätte das nicht leisten können.

Mir ist die Zeit soviel lang gewesen, wie mein Kamerad, Martl hat er geheißen, fort ist in die Passauerstadt. Und oft hab' ich mir gedacht: Wie wird's dir denn gehen, Bürscherl, in der großen Stadt unter lauter fremden Leuten und ob dich das Heimweh nicht umbringt nach der schönen Sommerau. Der Bub' ist ja erst zwölf Jahr' alt gewesen.

Richtig — einmal klopft es halt bei der Nacht an mein Fenster. Selber noch ein kleiner Bub', trau' ich mir nicht aufmachen, aber wie ich hör', daß der Martl draußen ist, weil er durchgebrannt ist in der fremden Stadt vor lauter Zeitlang, da hab' ich halt aufgemacht und hab' ihm Brot und Milch gegeben. „Das vergeß' ich dir nie, in Ewigkeit nicht", hat der arme Teufel alleweil gesagt, und ich hab's doch so gern getan.

Nun ja, mit dem Studieren ist's nachher nichts mehr gewesen. Lieber, hat der Martl alleweil gesagt, tu' ich meiner Lebtag Steine klopfen, denn das Heimweh halt' ich nicht aus.

So ist er halt heim zu seinem Vater nach Zwiesel, und der hat ihn eh gut brauchen können als Schreiber in seinem Holzgeschäft. Und das Wildererblut hat er halt auch in sich gehabt von dem Alten her. Schier alle Feiertag hat mich der Martl nachher heimge-

sucht, so anhänglich ist er mir gewesen, und allemal hat er einen Rucksack voll Wildpret dahergezerrt. Denn zur selben Zeit ist bei jeder Hollerstauden im Staatswald noch ein Hirsch gestanden, und die Hobelsbergerischen haben fleißig dazugeschaut, daß sie nicht mehr werden, eher weniger . . . Ich hab' dem Martl oft gut geredet, er soll die Geschichten bleiben lassen, denn wenn sie ihn einmal erwischen, kommt nichts Gescheites heraus. Das weiß man eh!

Mein Vater ist damals mit dem Poschinger, dem großen Glasherrn in der Au, gut bekannt gewesen, und weil ihm der Martl erbarmt hat, hat er ihm bei dem Glasherrn ein gutes Wörtl eingelegt, daß er ihn als Waldaufseher und Jäger einstellt. Und so ist's auch geschehen. Auf die Weis' hat der Martl ein feines Pösterl gekriegt und jagern hat er auch können, soviel er wollen hat.

Ich bin froh gewesen für den lieben Menschen, daß er auf die Weis' von der verbotenen Jagd weggekommen ist. Jetzt, hab' ich mir gedacht, kann dem Martl nichts mehr zustoßen.

Ja — Brennessel und Kletzenbrüh'! Der Mensch denkt — und lenken tut ein anderer . . .

In einer Nacht einmal um dieselbe Zeit, ich bin damals schon ein hübscher Kerl gewesen, der den Teufel auch nicht gescheut hätt', hör' ich's wieder an mein Fenster klopfen, grad wie damals, wie dem Martl das Heimweh heimgetrieben hat. Ich bin natürlich gleich aus dem Bett heraus und schrei: „Martl, bist es du? Was ist denn los?" Aber ich hör' nichts und seh' nichts — keinen Martl weit und breit und sonst auch keinen Menschen.

Deixel, denk ich mir, was ist denn das?

Da muß dich jemand gefoppt haben, oder ich hab' mich selber getäuscht.

Ich leg' mich wieder ins Bett und luf' noch eine Zeitlang, aber vor dem Fenster draußen rührt sich nichts mehr. Dafür geht es jetzt in der Kammer los! Ja, was ist denn das? Ist denn so was auch möglich? Diesmal ist's keine Täuschung nimmer, das weiß ich gewiß. Ich bin ja ganz munter und sitze aufrecht im Bett, und der Mond scheint zum Fenster herein. Jede Kleinigkeit weiß ich noch, denn so was vergißt man nicht so leicht. Und im Mondlicht steht auf einmal eine schwarze Gestalt am Fußende vor meinem Bett und schaut mich pfeilgrad an, daß mir's frei gruselt. Ein Mensch kann es nicht sein, das weiß ich gewiß. Und an Gespenster hab' ich nie geglaubt, weil ich nie welche gesehen hab'. Ich fang' halt in meiner Ungewißheit doch zu beten an, da knallen drei scharfe Schläg' in der Kammer. Was das sein und bedeuten soll, kann ich mir auch nicht gleich zusammenfingerln. Und in dem Augenblick, wie ich die drei Kracher hör', fällt die schwarze Gestalt an meinem Bett um und ist verschwunden.

Ich weck' gleich meine Leut' auf und frag' sie, ob sie die drei Kracher nicht gehört haben, und erzähl' ihnen die Geschichte von der Erscheinung in meiner Kammer. Niemand im Hause hat außer mir etwas gehört von den drei Schlägen, aber mein Vater, der in diesen Dingen Bescheid weiß, sagt gleich: „Eher wie nicht bedeuten die drei starken Schläg', die du gehört hast, scharfe Schüsse. Und die Gestalt, die du gesehen hast, kann nur ein guter Bekannter von dir sein, der sich bei dir zum Abschied von dieser Welt angemeldet hat. Wirst es schon sehen . . ."

Und recht hat er gehabt, der Vater.

Am andern Tag in der Früh' kommt schon ein Schmalzweib von der Au heraus und fragt, ob wir's schon wissen: „Den jungen Jagdaufseher, den Martl, haben heut' nacht in der Rachelhäng' hinten die Wilddieb erschossen. Drei Schuß hat er gekriegt ..."

Jetzt hab' ich's gewußt, was die drei Schläg' bedeutet haben — und bin gleich ausgereist in die Au hinein, daß ich meinen guten Martl noch einmal seh'. Gesehen hab' ich ihn nimmer, aber beim Pfarrer hab' ich gleich ein Amt und ein paar Messen aufschreiben lassen für seine arme Seel': „Ja", sagt der Pfarrer, „er hat mir in seinem letzten Stünderl eh noch einen Gruß aufgetragen für dich. Er muß dich recht gern gehabt haben, der arme Mensch. Aber jetzt wird er reicher sein wie wir alle. Ich hab' ihn noch gut vorbereiten können für die Ewigkeit — und ein kreuzbraves Bürscherl ist er eh gewesen, der gute Martl."

Mir ist natürlich das Wasser aus den Augen geschossen, wie mir der Pfarrer den letzten Gruß von meinem liebsten Kameraden ausrichtet, und so erzähl' ich ihm halt auch die Geschichte von der Erscheinung und den drei Krachern in meiner Kammer. Da sagt der hochwürdige Herr, der's als geistlich Studierter gewiß wissen muß: „Ja, mein Lieber, das ist niemand anderer gewesen wie die arme Seele des guten Martl, die sich von dir verabschieden wollte. Und mit dem Hinfallen der Gestalt in deiner Kammer bei den drei Schlägen wollte er dir andeuten, daß ihn drei Schüsse niedergestreckt haben. Der liebe Gott läßt solche Sachen zu, damit die Leute über dem Irdischen nicht auf das Ewige vergessen."

Recht hat er, der Pfarrer.

Ich will mich an sein Wort halten, denn im Himmel möcht' ich halt doch wieder gern beim Martl sein. Wir haben uns ja lieber gehabt wie leibliche Brüder.

Das alte Brechhaus

Die Marbacher haben früher zwei Brechhäuser gehabt, das eine draußen beim Eppenschlager Weg — die Felder dort heißen ja heut' noch Brechhausstöß' — und das andere hinterm Dorf beim Hirtenacker.

Heut' steht gar kein's mehr, weil man halt von dem Flachsbau ganz abgekommen ist. Lieber fretten sich die Leut mit dem abfredigen (= fadenscheinigen, nichtsnutzigen) Zeug von den Krämerleuten. Aber was willst machen? Es ist schon, wie's ist.

Von den zwei Brechhäusern hat man allerhand Geschichten gehört und auch heut' soll's noch nicht ganz geheuer sein dort, wiewohl sie schon längst abgebrochen sind.

Ganz arg muß es in dem alten Brechhaus zugegangen sein und deswegen hat man's auch nicht mehr aufgebaut, wie es einmal abgebrannt ist. Es hat sich ja beim hellichten Tag niemand mehr hineingetraut seit der Geschichte, die dem Kohlstattmichl dort passiert ist. Und die Geschichte ist wahr, weil ich's selber miterlebt hab'. Von den älteren Dorfleuten wird's noch jedes wissen, wie es damals zugegangen ist.

Kegelscheiben, Kartenspielen und der Kohlstattmichl, die drei sind zusammengewachsen gewesen wie

drei Kleeblattel an einem Stiel. Ist sonst ein kreuzbraver Mann gewesen, der Michl, aber helfen hat er sich halt nicht können, wenn ihn der Spielteufel geritten hat. Ich bin auch kein Guter gewesen, wenn ich eine Karten erwischt hab' oder wenn's in einer Kegelbahn geschebbert hat, aber meine Zeit hab' ich gewußt und Maß und Ziel hab' ich gekannt. Wenn man am andern Tag wieder rackern und werkeln muß, da gehst halt beizeiten heim und legst dich nieder, aber beim Michl ist's ganz aus gewesen. Der ist oft drei, vier Tag' am gleichen Fleck gesessen, hat gesoffen und gespielt, und ein Sauglück hat er gehabt, denn gewonnen hat er alleweil.

Es heißt ja nicht umsonst: „Sauglück", und warum, das werdet ihr gleich hören. Geh' ich mit dem Michel einmal vom Wirtshaus heim in einer stockfinsteren Nacht, und wie wir zum Kreuzweg herkommen, wo wir auseinander müssen, ich nach Marbach und der Michl auf die Kohlstatt, stoßt er mich an und sagt: „Siehst es da, die Mordssau? Du, das wird eine noble Brotzeit."

Richtig läuft vor uns eine Sau her und der Michl reist ihr nach mit dem langen Messer, wie wenn er sie gleich abstechen wollt. Wie aber die Sau ins alte Brechhaus hineinrumpelt, denk ich mir, auweh, da hat's was! Hat man ja schon genug gehört, was das zu bedeuten hat, wenn sich eine Sau um Mitternacht um ein altes Brechhaus herum blicken läßt. Wo käm' denn da geschwind eine natürliche Sau her? Ich will von der Sau nichts wissen und schieb' gleich ab. Den Michl kann ich nimmer erschreien, der tut der Sau nach ins Brechhaus hinein. Was wird's denn da sein, wie wird's ihm denn gehen? Alleweil muß ich an

den Michl denken, auch am andern Tag noch, wie ich schon in aller Herrgottsfrüh am Roßanger draußen beim Kuhfuttermähen bin. Und alleweil müß ich zum alten Brechhaus hinausschauen, und richtig, grad wie sie in Kreuzberg den Tag anläuten, kommt der Michl aus dem Brechhaus heraus und reist gleich auf mich zu.

„Girgl", schnauft er daher und ist kasweiß im Gesicht wie der Tod, „mit tausend Roß bringen sie mich nicht mehr ins Brechhaus hinein. Jetzt wenn sie nicht den Tag angeläutet hätten, wär's eh mein Tod gewesen. Nicht haben sie mich ausgelassen, die ganze Nacht hab' ich mit ihnen spielen müssen. Es sind lauter verstorbene gute Freunde gewesen, die früher auch oft mit uns gespielt haben — aber nennen darf ich keinen, sonst holt mich der Teufel auf der Stell'. Das haben sie mir geschworen, einer wie der andere. Und einer wie der andere hat einen Bocksfuß gehabt — Brüderl, da graust mir jetzt noch. Aber gewinnen haben sie mich lassen, lauter Golddukaten, schau her, die ganzen Taschen hab' ich voll."

Wie aber der Michl die Taschen ausleert, sind's keine Golddukaten, sondern Geißbemmerl und stinkender Saudreck . . . Um das hat er der Sau nachlaufen können ins alte Brechhaus hinein.

„Jetzt", sagt der Michl, „mach' ich ein Gelübde. Meiner Lebtag rühr' ich keine Karte und keine Kegelkugel mehr an, weil ich's gesehen hab', wie die Geschichten hinausgehen."

Der Michl ist rein wie ausgewechselt gewesen. Ein ganzes Jahr lang hast ihn in keinem Wirtshaus mehr gesehen, vom Kartenspielen und Kegelscheiben gar keine Red' mehr.

So komm' ich nach einer Zeit einmal nach Kreuzberg, an einem Feiertag ist's gewesen, und wie ich dort ins Hochamt gehen will, seh' ich den Kohlstattmichl vor der Kirch' und einen Schübel Leut' um ihn herum.

Der Michel weint wie ein kleines Kind, grad' gestoßen hat es ihn, und wie er mich sieht, rumpelt er gleich her und wimmert: „Aus ist's, Girgl, aus ist's! Ganz gefehlt ist's um mich! Nicht einmal in die Kirche lassen sie mich mehr hinein!"

Mir erbarmt der Michl nicht zum Sagen, weil er halt wirklich ein kreuzbraves Manndl gewesen ist, und so nehm' ich ihn mir beiseite und frag' ihn, was er denn hat.

„Mein Gelübde", sagt er, „was ich dort am Roßanger geschworen, hab' ich gebrochen. Gespielt hab' ich wieder. Und seitdem kann ich in keine Kirche mehr hinein. Jedesmal stehen die zwei Schwarzen vor der Tür' und stoßen mich weg: Geh' zu, du hast da drinnen nichts zu suchen. Du gehörst uns und holen tun wir dich, wenn's uns paßt. Jetzt hab' ich's schon überall probiert, in Kirchdorf, in Klingenbrunn, und heut' in Kreuzberg, und allemal stehen die zwei Schwarzen da und stoßen mich weg."

Mannderl, denk' ich mir, wenn die Geschichte schon soweit ist, nachher kann ich dir auch nimmer helfen. Aber da fällt's mir ein, daß in Schönberg gerad' Mission ist, und die Missionspater haben die Vollmacht, daß sie ein Gelübde umwandeln können. Also pack' ich den armen Michl und tu' mit ihm pfeilgrad nach Schönberg. Und hinter uns kommt ein Schwarzer drein — ist aber kein höllischer, sondern der Kobrater von Kreuzberg, der auch auf die Mission ist zum Aushelfen beim Beichtsitzen.

Dem erzähl' ich die ganze Geschicht' vom Michl, auch das von der Sau im alten Brechhaus, und so hat der Kobrater den armen Michl gleich zu den Missionspatern hingeführt. Die haben ihn mitgenommen nach München in ihr Kloster und haben ihm nachher auch um einen guten Posten geschaut in einem christlichen Haus. Nachher hat er auch geheiratet und seine Kinder sind alle Herrenleute geworden. Ein Sohn von ihm, ein hoher Regierungsrat im Ministerium, hat mich eigens einmal heimgesucht und mich ausgefragt um die Geschichte vom alten Brechhaus, ob's denn wirklich wahr ist.

Ich hab's ihm nicht anders erzählen können, als wie sie wirklich gewesen ist.

Der Kohlstattmichl lebt heut' noch, aber blind ist er geworden auf seine alten Tag'.

Wer weiß, ob das nicht eine Straf' ist für seinen Leichtsinn in den jungen Jahren. Was kann man sagen?

Sein Stern

Der Name des Gewährsmanns für nachfolgende Begebenheiten tut nichts zur Sache. Die in Frage kommenden Zeugen haben, soweit sie beteiligt waren, die Wahrheit dieser merkwürdigen Geschehnisse gern bestätigt. Sie sind so einzig in ihrer Art, daß sie nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen.

Lassen wir den Erzähler, der sie erlebt hat, selbst berichten:

„Ich mußte am zweiten Mobilmachungstage zu meinem Regiment einrücken. Ich tat es gerne und hatte nicht die mindeste Furcht vor den Gefahren des Krieges, denn in mir war ein ganz bestimmtes

Gefühl, daß ich wieder heil heimkehren würde. Bei manchen meiner Kameraden war das Gegenteil der Fall. Diese hatten das sichere Wissen, daß sie die Heimat nicht mehr sehen würden, und mancher von ihnen hat seinen Tod auf den Tag vorausgesagt: „Paß auf, heut' trifft's mich." Und wahr ist's gewesen. Es gibt halt so Ahnungen . . .

Ich hatte schon mehrere Schlachten mitgemacht, da melde ich mich in einer recht brenzlichen Sache freiwillig auf Erkundung. Ich konnte es leicht tun, denn ich wußte bestimmt, daß mir nichts zustoßen würde, so gefährlich die Sache auch war: ich mußte im Rücken des Feindes aufklären. Wir hatten damals Alpenjäger vor uns und es hielt schwer, ungesehen ihren Graben zu überschreiten. Aber es gelang im Schutze der Nacht, und dann hatte ich leichtes Spiel, und, was die Hauptsache war, ein ganz besonderes Glück: ich sah aus meinem Versteck, zwei Stunden hinter der feindlichen Front, wie eine marokkanische Division ausgeladen wurde, die schon am nächsten Morgen gegen unsere schwachbesetzten Linien anrennen und den Durchbruch versuchen sollte. Ich wußte genug und eilte mit der Meldung zurück zum Regimentsstab. Ich mußte wieder über den Graben der Alpenjäger, was mir auch diesmal ohne Schaden gelang und erst, als ich mich der eigenen Linie näherte, wurde ich von einem aufgeregten Posten angeschossen. Sofort lebte hüben und drüben das Feuer auf — ich lag mitten drinnen und die Geschoße von Freund und Feind schlugen neben mir klatschend in den Lehmboden, so daß ich schon am Leben verzagte. Und ich sollte doch zum Regimentsstab mit meiner so wichtigen, so eiligen Meldung!

Es war keine Stunde zu verlieren! Da, in meiner höchsten Not, sehe ich rechts von mir vor einem Wäldchen eine ganz wunderbare Erscheinung, einen silbrigen, freundlich blinkenden Stern. Ich habe sofort das Gefühl: das ist dein Glücks-, dein Rettungsstern, und ich eile, ungeachtet der mich häßlich umschwirrenden Geschoße, freudig auf ihn zu. Wie ich das Wäldchen erreiche verschwindet er wie eine verlöschende Rakete. Der Führer einer Feldwache von uns nimmt mich in Empfang und läßt mich durch einen Mann seiner Wache zum Regimentsstab geleiten, wo der Oberst meine Meldung mit unverhohlenem Jubel in Empfang nimmt. Man hatte mich ja schon aufgegeben und verloren geglaubt. Denn niemand dachte im Ernste, daß das Wagnis meiner Erkundung weit im Rücken des wachsamen Feindes gelingen könnte.

„Sie müssen einen besonderen Stern haben", meinte der Oberst ohne Ahnung der Tatsache, daß ich wirklich dem Wunderstern meine Rettung zu danken hatte!

Ich bekam für meine Leistung einen seltenen Orden, der mit einem Adelstitel und einem Wappen verbunden ist, und dazu einen längeren, willkommenen Urlaub in die Heimat, die ich seit dem Ausmarsche nicht mehr gesehen habe, die wie ein unwirkliches Märchenland weit hinter den Greueln des Krieges lag.

Der Oberst drückte mir immer wieder die Hand und versicherte mir, ich hätt nicht nur das Regiment, sondern auch die Front in weitem Umfange gerettet.

Als dann am nächsten Morgen die Marokkaner wirklich im Sturm gegen unsere schwachen Linien anrannten, wurden sie von den eiligst herbeigeschaff-

ten Maschinengewehren buchstäblich niedergemäht. Fünfmal heulten sie wie die Teufel heran, fünfmal vergebens. Haufenweise, wie aufgeschichtete Kornschober, lagen die Leichen vor unserer Stellung. Wir selbst hatten nicht einen Toten, nicht einmal einen Verwundeten!

Voll Stolz und Befriedigung trat ich meinen Urlaub an.

Mit hereinbrechender Nacht hielt der Zug an einer kleinen Station hinter Augsburg. Ich sah gerade zum Fenster hinaus und las im Scheine der Bahnhofbeleuchtung den Namen des kleinen Ortes. Da sehe ich den Wunderstern zum zweitenmal, etwa dreißig Meter hoch über dem mir fremden Flecken. Sein freundliches Blinken am weithin bewölkten Himmel zieht mich so in seinen Bann, daß ich aussteige und dem Leuchten nachgehe. Wie ich den Ort erreiche, zerfließt er wieder wie vor einigen Tagen, draußen im Felde.

Noch ganz im Banne dieser ebenso wunderbaren wie rätselhaften Erscheinung suche ich, weil der Zug ja längst abgefahren ist, in dem mir gänzlich unbekannten kleinen Neste einen guten Gasthof, wo ich übernachten kann. Dort treffe ich bei der abendlichen Stammtischgesellschaft einen früheren Kompagniekameraden, der schon in einer der ersten Schlachten schwer verwundet und dadurch kriegsuntauglich geworden ist. Die Freude des Wiedersehens ist groß und der liebe Kamerad läßt es sich nicht nehmen, ich muß bei ihm wohnen.

Ich denke schon, der wunderbare Stern hat mich eigens hierhergeführt, um diesen Kameraden aus den ersten Kriegswochen zu treffen und seine Gastfreund-

schaft zu genießen. Wir sitzen auch die ganze Nacht beisammen und kommen aus dem Erzählen gar nicht heraus. Erst gegen Morgen, wie wir unser Lager aufsuchen wollten, erfahre ich die wahre Ursache der Erscheinung meines Wundersterns. Eine Schreckensbotschaft durcheilt den Ort: der gestrige Urlauberzug ist ein paar Stationen weiter — in Althegnenberg, hieß es, entgleist. Die armen Krieger! Viele sind tot, viele liegen noch röchelnd unter den Trümmern.

Mein Kamerad sieht mich entgeistert an: „Freunderl", meint er, „da hast noch einen Stern gehabt! Wenn du weitergefahren wärst gestern mit dem Zug — es ist ja nicht zum Ausdenken!"

Wenn der Gute erst gewußt hätte, daß es wirklich ein Stern war, der mich auch diesmal wie durch ein Wunder der unbekannten Gefahr entriß!

Wenn ich auch bei der ersten Erscheinung des Sternes im Felde draußen noch zweifelte, ob es nicht eine Sinnestäuschung von mir wäre — jetzt beim zweitenmal war mir jeder Zweifel behoben. Der Zusammenhang zwischen der Erscheinung des Wundersternes mit der Entgleisung des von mir benützten Urlauberzuges war so augenfällig, daß ich den Gedanken nicht mehr von der Hand weisen konnte: der Wunderstern ist keine Täuschung, ist Wirklichkeit. Du mußt einen freundlichen Helfer drüben haben im Reiche der Ewigen, der dir dieses Zeichen schon zum zweitenmal als Retter und Warner gesandt hat.

Oder wie will man diese Erscheinung sonst erklären?

Ich jedenfalls konnte sie mir nicht anders deuten. Der Urlaub damals in der Heimat wurde mir

langweilig genug. Ich sehnte mich wieder ins Feld zurück zu den Kameraden und fuhr auch bald wieder los. Nur in München besuchte ich noch einen Studienfreund, einen Geschichtsforscher, der sich viel mit Wappenkunde beschäftigte. Er war ganz Gelehrter, der völlig in seinen Forschungen aufging.

„Du kommst mir gerade recht", begrüßt er mich gleich, „schau, was ich da hab'. Dein Stammeswappen: ein weißer Stern im schwarzen Feld. Zufällig hab' ich's unter alten Urkunden entdeckt. Einer deiner Urahnen hat als Zeuge bei einer Schenkung an ein Kloster damit gesiegelt. Ihr müßt früher ein freies Adelsgeschlecht gewesen sein, sonst wär's ja nicht möglich. Nun ja, du wirst ja jetzt auch wieder ein Herr „von", hab's schon gelesen, und ein Wappen werden sie dir auch geben. Aber laß dir kein gemachtes aufhalsen — schau, daß sie dir dein echtes, uraltes Stammwappen wiedergeben — den weißen Stern im schwarzen Feld."

In wortloser Verwunderung starrte ich auf die alte Urkunde mit dem Wappensiegel, auf den Silberstern, der die nämliche Form aufwies wie der Stern der beiden Erscheinungen.

Übersinnliche Dinge waren mir bisher völlig fremd gewesen. Doch war es nicht von der Hand zu weisen, daß auch die Begegnung mit dem Münchner Freund und das Erlebnis mit dem Wappen bei ihm kein bloßer Zufall sein konnte. Ich wenigstens war der festen Überzeugung: Auch hier hat dich eine freundliche Hand geführt, um dir gewisse Zusammenhänge zwischen deinem Stammeswappen und den wunderbaren Erscheinungen des Sternes aufzuhellen. Es ergab sich mir zwanglos die innere Gewißheit, daß

mich nur ein gütiger Ahnherr meines Geschlechtes mit dem alten Wappenzeichen, dem Silberstern, retten und warnen wollte."

Der Ritter

Allerseelennebel wogten um den Waldpfarrhof, der auf einsamer Höhe über dem Kirchdorf lag. Nässende Schneeflocken mischten sich schon dem abendlichen Dämmergrau, das die Weiten geisterhaft vermummte.

Der junge Waldpfarrer stand am Fenster seines Studierzimmers und träumte in das Flockengleiten und Nebelbrauen hinaus, als plötzlich die Hausglocke aufschrillte.

Der Pfarrer wußte, was das Läuten zu so später Stunde zu bedeuten hätte: Versehgang.

Er öffnete das Fenster und rief hinunter:

„Wohin?"

„Zum Weber in der Wies."

Ein wenig ärgerlich, daß die Leute immer erst bei Nacht und Nebel darandenken, den Geistlichen zu holen, schloß er das Fenster und rüstete sich zum Versehgang. Und wie er noch dachte, was wohl beim Weber in der Wies geschehen sein mochte, daß sie ihn rufen ließen, polterte auch schon der Mesner über den Pfarrweg herauf, an den der gleiche Ruf ergangen war. Auch dieser gab dem Pfarrer gegenüber seiner Verwunderung Ausdruck, daß sie gerade zu den Weberleuten gerufen würden, die doch alle gesund und munter waren, es sei denn, es wäre einem von ihnen eben ein Unglück geschehen durch einen stürzenden Baum oder einen ähnlichen Unfall.

Gleichwohl machten sie sich gleich auf den Weg, der Priester mit dem hochwürdigsten Gute, der Mesner mit der Laterne und dem Versehglöcklein. Bei einem Sterbenden durfte nichts versäumt werden . . .

Als sie zum Weber in der Wies kamen, gab es ein großes Staunen und Verwundern. Die Leute waren alle gesund und munter und beteuerten immer wieder, sie hätten weder den Pfarrherrn, noch den Mesner rufen lassen. Diese hinwiederum hatten deutlich den Anruf von der Gasse her gehört: „Zum Weber in der Wies."

Man stand vor einem Rätsel, das sich niemand erklären konnte.

Nur dem Priester kam eine Ahnung, als wäre der Anruf von einem Wesen ausgegangen, das nicht mehr unter den Lebenden weilte. Manches Seltsame, Unerklärliche war ihm ja schon zugestoßen in diesem weltfernen Waldwinkel und heute war ja Allerseelen: „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei."

Voll geheimen Grauens zwar, aber im Vertrauen auf die göttliche Macht, ohne deren Willen kein Härlein vom Haupte fällt, traten sie gegen Mitternacht den Rückweg durch den großen Wald an, der das Weberhaus in weitem Bogen umwallte.

Mitten in diesem Walde war eine uralte Liebfrauenkapelle, der Sage nach gestiftet von der Witwe eines Ritters, der da vor Zeiten im Zweikampf mit einem Widersacher den Tod gefunden haben soll. Der Pfarrherr hatte sich schon oft vorgenommen, dieser Sage auf den Grund zu gehen, war aber bis jetzt vor drängenderen Arbeiten noch nicht dazugekommen.

Derweilen bimmelte das Versehglöcklein durch den

schon winterlich schauernden Hochwald, die Laterne warf gespenstische Lichter auf Weg und Weiten. Der Priester aber betete zum hochwürdigsten Gute, das er in der güldenen Brustkapsel trug, voll Inbrunst und Hingabe um die Seelenruhe aller Heimgegangenen, besonders aber dessen, der ihn heute auf diesen Weg gerufen hatte.

Mittlerweile waren sie zu der Waldlichtung gekommen, auf der die beschriebene Liebfrauenkapelle in vergessener Waldöde stand.

Da tauchte im Lichtkegel der Laterne plötzlich ein Ritter auf, hoch zu Roß, in Helm und Harnisch.

„Jesus, Maria!" schrie der Mesner voll Entsetzen.

„O Gott, wo ist mein Handschuh?" rief der Ritter in die nächtliche Runde.

Der Priester aber, dem ob der plötzlichen Erscheinung das Herz bis zum Halse schlug, ermannte sich und segnete mit dem hochwürdigsten Gute auf den Ritter hin, der plötzlich still haltend sich dem Allerheiligsten neigte und mit einem Dankesworte ebenso plötzlich verschwand, wie er in Erscheinung getreten war.

Der Priester aber und der Mesner hasteten wortlos aus dem verwunschenen Walde und kamen schweißgebadet im Kirchdorf an.

Daheim erst fanden sie die Sprache wieder.

Eine Täuschung über das Geschaute war nicht möglich. Denn der Pfarrherr wie der Mesner hatten das Gleiche gesehen. Einen Ritter hoch zu Roß, der seinen Handschuh suchte . . .

Nun wußten sie, wer sie auf den Versehgang gerufen, gerade zum Weber in der Wies. Denn nur auf diesem Wege kamen sie an der Kapelle vorbei, wo ein

längst Verschollener des erlösenden Herrgottssegens und der priesterlichen Fürbitte harrte.

Bis zum hellen Tage saßen der Pfarrherr und der Mesner beisammen.

Und als die ersten Strahlen der Allerseelensonne durch das Fenster schienen, sagte der Mesner, noch einmal zusammenschauernd:

„Hochwürden, Euer Haar ist schneeweiß geworden in dieser Nacht."

„Wär' kein Wunder . . ."

+

Nach diesem Begebnis ist der Pfarrherr der Sage von der Liebfrauenkapelle im Weberwalde näher nachgegangen. Er hat in allen möglichen Archiven geforscht und alles bestätigt gefunden, was der Volksmund von dieser Stiftung noch wußte. Er entdeckte sogar noch einen Bericht darüber, daß der gefallene Ritter im Zweikampf den rechten Handschuh verloren hatte, wodurch es seinem Widersacher erst möglich geworden, ihm die totbringende Wunde beizubringen.

Der Bericht des Pfarrherrn über dieses Erlebnis und seine Forschungsergebnisse schließt mit dem Apostelworte: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten — besonders am Tage der Toten, an Allerseelen."

+

Was Pferde sehen

Daß Hunde und Rosse, seit alters und nicht umsonst die besten Freunde des Menschen, über okkulte Fähigkeiten verfügen, ist eine allbekannte Tatsache, namentlich auf dem flachen Lande, wo man das auch noch glaubt, was man selber gehört und gesehen hat: „Das lasse ich mir nicht nehmen."

Ich habe in dieser Beziehung viel herumgehorcht, ohne eine Absicht merken zu lassen, und mich unter die Leute gemischt, bis sie zu gelegener Stunde ihre Erlebnisse von selbst zum Besten gaben, die sie sich zwar nicht erklären konnten, an deren Richtigkeit aber nicht zu zweifeln ist. Über die fragliche Fähigkeit der Pferde gebe ich zwei Begebenheiten wieder, die mir von den Gewährsleuten verbürgt sind:

Aus einem Dorfe in der Umgebung von Osterhofen fuhr täglich frühmorgens ein Milchfuhrwerk in diese Stadt. An einer bestimmten Stelle begannen die Pferde stets zu zittern, scheuten, wichen aus, wollten umkehren. Der Fuhrmann mußte an dieser Stelle stets absteigen und die Tiere am Zügel vorbeiführen. Niemand konnte sich das seltsame Verhalten der Pferde erklären. Gelegentlich eines Straßenbaues stieß man an der fraglichen Stelle auf ein im Boden verscharrtes menschliches Skelett, das man ausgrub und im Ortsfriedhof zur Ruhe bestattete. Niemand wußte, wie der Leichnam seinerzeit an dieser Stelle unter die Erde gekommen war. Vermutlich handelte es sich um einen Soldaten aus einem früheren Kriege oder um einen Ermordeten, den der Mörder an Ort und Stelle verscharrte. Jedenfalls – und das ist für vorliegende Frage das Ent-

scheidende – gingen die Pferde des Milchfuhrwerks von dem Tage an, da das Skelett entfernt worden war, ohne Spur einer Scheu an dieser Stelle vorüber.

Frage: Was hatten die Pferde gesehen? Das Skelett im Boden? Sicher nicht. Jedenfalls das Phantom des Toten. Das scheint auch der zweite Fall zu bestätigen, den mein alter Gewährsmann als kleiner Junge erlebte. Damals waren wegen der großen Ausdehnung mancher Pfarrsprengel die Kapläne noch beritten. Auch in Eichendorf an der Vils in Niederbayern gab es damals drei berittene Kapläne. Eines Morgens wurde einer von ihnen zu einem Sterbenden gerufen. Der Kaplan ließ sogleich satteln und ritt in scharfem Trabe auf der von hohen Pappeln umsäumten Straße davon. Bei einem bestimmten Baume begann das Reitroß sich aufzubäumen, wendete um und alle Versuche, es an diesem Baume vorbeizubringen, waren vergebens. Ebenso erging es den beiden andern Kaplänen mit ihren Rossen. Mittlerweile war bekannt geworden, daß ein alter Mann aus der Ortschaft abgängig war. Da er schon öfter Selbstmordgedanken geäußert hatte, befürchtete man das Schlimmste, und siehe — nach langem Suchen fand man den Alten auf dem fraglichen Pappelbaum erhängt vor. Als man den Leichnam abgeschnitten und entfernt hatte, gingen die Rosse der Kapläne ohne Spur einer Scheu an dem Baum vorbei.

Was hatten die Rosse gesehen? Den Leichnam im Baume sicher nicht, da er durch das Blattwerk verdeckt war. So sahen sie jedenfalls auch wieder das Phantom des Toten, das unten an der Straße der „Erlösung" harrte, wie der Volksmund weiß.

Das Manndl in der Moosau

Gleich soll ich nimmer der Rottenhiesel sein, wenn das nicht wahr ist, was ich in der Moosau droben erlebt hab'.

Es ist um die Zeit gewesen, wie ich daheim das Häusl übernommen hab', und es hätt' mir garnicht geschadet, wenn ich den Haupttreffer gemacht oder wenigstens einen kleinen Schatz — es hätt' auch ein großer sein dürfen — gefunden hätt'. Das Häusl ist so voll Hypotheken gesteckt, daß es die Scharschindel über den First ausgehebt hat, und mein Weib hat auch nichts gehabt wie einen Korb voll Not und nachher einen Schübel Kinder.

Weil mich das Arbeiten lebenslang freuen hat müssen, hab' ich's gleich doppelt angepackt, damit die Freud' eine Schwester gehabt hat, denn allein wär's ihr etwa zu langweilig geworden. So hab' ich die meiste Feldarbeit daheim bei Nacht getan, und in der Früh' bin ich in die Spiegelau hinein auf den Straßenbau, damit ich ein paar Kreuzer ins Haus gebracht hab' von wegen den Malefizhypotheken. Damals bin ich so gesotten (= gesonnen) gewesen, daß ich den Teufel auch nicht gescheut hätt', denn mehr als holen kann er einen nicht, und das ist mir eh in einem Kleinen gestanden, weil der Gerichtsvollzieher alle Augenblick seine Wapperl umeinandergepappt hat in meiner notigen Herberg.

Endlich hab' ich mich doch hübsch herausgerauft durch die Kreuzer vom Straßenbau, zu dem ich alle Tag den weiten Weg hineingelaufen bin in die Spiegelau. Weil's mir auf dem Fahrweg zu langweilig und buckelig worden ist, hab' ich mir einen

näheren Weg gesucht über die Moosau hinauf. Und da seh' ich halt die meiste Zeit ein Lichtl.

Ich denk' mir halt, das wird der alte Hias sein — der Haubenstock, der spinnete — der mit der Stall-latern' Schwammerl sucht. Denn grad am Waldrand drüben bei der großen Felsen ist er mit seinem Lichtl umeinander. Derweil begegnet mir der Hias einmal im Wald hinten beim Uhrmann; da hab' ich's nachher gewußt, daß mit dem Licht etwas anderes los sein muß.

Ich schau' ihm noch ein paar Tag zu, und alleweil seh ich's ganz gleich.

Da sag' ich's halt dem alten Braml vom Palm-berg, der auch mit mir auf der Straßen gearbeitet hat, und der ist gleich hoch: „Bua", sagt er, „hast du ein Glück! Wo ein Licht ist, da ist auch ein Schatz, hat's bei den Alten allemal geheißen. Grab' nur gleich nach, dann kannst der Arbeit Behütgott sagen und bist gestellt wie der Poschinger in der Frauenau."

Jetzt weiß ich nicht, foppt mich der Braml oder ist's sein Ernst — das mit dem Schatz. Ich sag' zu keinem Menschen mehr etwas von der Sach', nicht einmal zu meinem Weib — denn auslachen läßt sich niemand gern und ich auch nicht.

Ich schau' noch ein paar Tag zu, und das Lichtl ist halt alleweil noch da und alleweil am gleichen Platz — bei der großen Felsen, wie ich gesagt hab'.

Das mußt dir am Tag einmal betrachten, denk' ich mir, und nehm' auch gleich eine Stockhaue und eine Schaufel mit, wenn etwa doch etwas los wäre mit dem Schatz. An einem Feiertag, unterm Hoch-amt — ich bin schon in der Frühmesse gewesen — rück' ich halt aus, denn da ist niemand in der Moos-au, da kannst ungeniert werken. Wie ich auf die

Waldblöße hinauskomm', da seh' ich auf dem Platz, wo in der Finster das Lichtl alleweil umeinandergereist ist, ein graues Manndl. Ja, denk' ich mir, ist der spinnet Hias wieder um die Weg'. Daß den der Teufel grad' zu meinem Schatzgraben daherreiten muß!

Aber wie ich genau hinschau', seh' ich's erst: das kann der Hias nicht sein, denn das Manndl hat ja gar keinen Kopf! Dies Manndl ist ein einziger Sack, blos die Arme seh' ich schlenkern, und die sind auch grad' wie große, graue Häut'.

Jetzt hab' ich's gewußt, daß ich richtig einen Geist vor mir hab'.

Ich schau' noch eine Weile, was das Manndl wohl treibt, aber es geht blos langsam hin und her, grad wie das Lichtl auch, das ich statt seiner oft in der Finster gesehen hab'.

Jetzt hab' ich selber schon an den Schatz geglaubt. Aber weil ich doch die ganz' Waldblöße nicht umgraben kann, denk ich mir, fragst lieber das graue Manndl, daß ich gleich das richtige Örtl anpacken kann.

Grad' in dem Augenblick hör' ich's vom Kreuzberg her Wandlung läuten, ich knie mich als Christenmensch hin und mach' meine Andacht, wie es sich gehört, und wie ich wieder aufschau', ist das Manndl weg. Nur die Schaufel fallt um und tut einen Schebberer auf einer Baumwurzen.

Ich wart' noch eine Weile, aber das Manndl laßt sich nicht mehr sehen. Also ist's heut nichts mehr mit dem „Sprachen" (= Geisterbeschwörung) aber am Sonntag ist auch wieder ein Feiertag. Mannderl, du kommst mir nicht aus und der Schatz muß her!

Wie ich heimkomm' von der Moosau, beutelt's mich ab und ich muß gleich ins Bett, weil's mich grad geworfen hat. So bin ich an die drei Wochen mieselsüchtig und liegerhaftig gewesen, und wie ich das erstemal aufsteh' und auf der Hausbank sitz', kommt die Kramermirz daher und erzählt mir, daß die Steinbrecher die große Felsen in der Moosau gesprengt haben als Grundfeste für ein neues Haus — und da haben sie in der Felsen einen Hafen voll Geld gefunden!

Mir gibt's einen Riß und einen Schelterer reißt's mir heraus, daß die Kramermirz auf und davon ist, weil's geglaubt hat, mich hätt's angepackt und es könnt ihr an den Kragen gehen.

Die Geschichte von dem Hafen voll Geld wißt ihr ja alle, da brauche ich nichts weiter erzählen. Ganz ein uraltes Geld ist's gewesen, und teuer haben sie's verhandeln können an solche Sammler, die auf so altes Zeug aus sind wie der Teufel auf die arme Seel'.

Na, und ich hab's Nachschauen gehabt, und grad mir hätt's den Schatz in der Moosau angezeigt gehabt, zuerst durchs Licht und nachher durch das graue Manndl. Aber wer weiß, wie's am gescheitesten ist. Denn ein Sprichwort sagt: Wo's Geld ist, ist der Teufel, und wo keins ist, ist er zweimal. Und das stimmt auch; das weiß ich am allerbesten . . . .

+

Die Uhr ist stehen geblieben

Das war um 1890 herum. Ich zählte noch nicht zehn Jahre und war ein sorgloser, unbekümmerter Waldbauernbub, bis ich das Heimweh kennen lernte und das Herzeleid derer, die von der Heimat scheiden und in ein fremdes Land gemußt.

Dieses Land war Amerika.

Fast von jedem Hause im Dorfe waren zwei, drei Söhne nach diesem Lande ausgewandert, um dort ihr Brot zu suchen, das die kinderreiche, karge Waldheimat für diese Nachgeborenen nicht mehr bot.

Da flogen nun die Heimwehbriefe hin und her und mein junges Knabenherz wurde Mittel- und Brennpunkt aller sehnenden Herzensnöte der Heimatleute. Weil ich der einzige im Dorfe war, der lateinisch schreiben konnte, und weil die Adressen der Amerikabriefe lateinisch geschrieben werden mußten, so kamen die Walddörfler alle zu mir, damit ich ihnen die Adressen und — weil's in einem ging — auch gleich die Briefe schriebe.

Was waren das für Briefe — eingegeben von Vätersorge und Müttersehnen, wahrhaftig mit Herzblut geschrieben!

Obwohl seitdem ein Menschenalter vergangen ist, habe ich diese Amerikabriefe noch immer im Gedächtnis. So tief prägte sich mir die Heimwehnot der Heimatleute ins eigene Herz.

Ein Begebnis aus dieser Zeit steht mir besonders deutlich in Erinnerung. Eines Tages kam der alte Payerl, der drei Söhne in Pittsburg hatte, zu mir und diktierte mir: Liebe Söhne! Ich muß euch die traurige Botschaft tun, daß gestern abend sieben Uhr

eure gute Mutter die Augen für immer geschlossen hat. Ihr werdet sie in diesem Leben nicht mehr sehen, aber im Jenseits werden wir uns alle wiedersehen. Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr. Amen.

Ach, dachte ich, wie mag den Payerlbuben ums Herz sein, wenn sie durch diesen meinen Brief erfahren, daß ihr Erdenliebstes, ein Mutterherz, für immer ausgeschlagen hat!

Heimlich im Herzen hegte ich den Wunsch, der Brief möchte auf dem weiten Wasserwege verlorengehen, damit den guten Buben das unsägliche Leid erspart bliebe.

Briefe von und nach Amerika brauchten damals drei bis vier Wochen, bis sie ans Ziel kamen. Also rechnete ich, daß von den Payerlbuben in spätestens sechs Wochen Antwort auf die Todesbotschaft kommen könnte.

Aber sie kam schon nach drei Wochen und lautete:

Lieber Vater! Sei so gut und tu' uns sofort zu wissen, was es mit der Mutter ist. Als wir heute abend in unserer Stube in Pittsburg beim Abendbrot saßen, ist die Weckeruhr, obwohl sie gerade aufgezogen war, plötzlich stehen geblieben. Und gleich darauf pochte es ans Fenster, und als wir hinsahen, erblickten wir das Bild unserer guten Mutter, so, als ob sie leibhaftig vor dem Fenster stünde. Die Erscheinung ist bald verschwunden . . .

Die Erscheinung fiel genau mit der Todesstunde der alten Payerlmutter zusammen. Der Briefstempel wies es aus: der Brief war noch am Todestag der Mutter in Pittsburg aufgegeben worden, also zu einer Zeit, da die Payerlbuben unmöglich

auf natürlichem Wege von dem Ableben ihrer Mutter Kenntnis haben konnten.

So steht also fest: Die Payerlmutter hatte sich in ihrer Todesstunde ihren Buben gezeigt. Mit ihrem letzten Herzensschlage war auch der Wecker stehen geblieben.

Von Marbach im Böhmerwald bis Pittsburg in Amerika sind viele tausend Meilen, die ein Mutterherz in Augenblickslänge durchmessen hat, um sich ihren Buben noch einmal zu zeigen.

Soweit reicht Mutterliebe . . .

Arme Seelen

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist tot, dein Herz ist zu . . .“

Daß es neben der sichtbaren Körperwelt eine — für gewöhnlich-unsichtbare Geisterwelt gibt, ist dem Wissenden kein Geheimnis mehr. Die zahllosen Spukgeschichten, die im Volke umgehen, sind nicht immer Ausfluß von Hirngespinsten oder Sinnestäuschungen, viele davon beruhen auf Wahrheit und sind von einwandfreien Zeugen verbürgt.

Der gläubige Christ vor allem kann keinen Zweifel an der Tatsache haben, daß es eine geistige Welt mit guten und bösen Wesen gibt, die auch dem Erdenmenschen erscheinen können. Die Schriften des alten und neuen Bundes wie auch die Heiligenlegenden sind erfüllt von solchen Tatsachen, die den gottерschlossenen Menschen eigentlich Selbstverständlichkeiten waren.

Die Zweifelsucht und ihre Folge, der Unglaube in jedem Betracht, begann erst in der Zeit der Auf-

klärung und des Materialismus, der nur die sichtbaren, handgreiflichen Dinge gelten ließ. Dieser Makel und Mangel der modernen Menschheit vermag jedoch an den Tatsachen der geistigen Welt nichts zu ändern. Sie besteht immer noch, wie sie von je bestand, wenn auch eine entartete Wissenschaft und eine käufliche Presse den gläubigen Christen auf Abwege zu leiten sucht, daß sein Sinn für das Höhere ertötet, sein Herz dem einen Notwendigen verschlossen werde.

Aber auch heute geschehen noch Dinge, vor denen die Wissenschaft ratlos die Hände ringt. Wir brauchen nur an Konnersreuth zu denken. Auch heute gibt es noch Erscheinungen aus der geistigen Welt, wenn sie auch nur Begnadeten zuteil werden, die ihre Erlebnisse nicht an die große Glocke hängen, sondern als heiliges Geheimnis für sich bewahren. Solche Erlebnisse sind eindrucksvollste Beweise für das Weiterleben nach dem Tode, wie auch für die Wahrheiten der christlichen Heils- und Gnadenlehren.

Es geschieht nur ganz selten, daß Erlebnisse dieser Art in die Presse und damit an die breitere Öffentlichkeit kommen. Die Erlebenden schweigen aus Ehrfurcht vor dem Erlebten, auch aus Furcht vor den Mitmenschen und einer gewissen Scheu, die „Perlen vor die Schweine zu werfen“. Sie könnten von diesen in den Kot getreten werden. Wenn in solchen Erlebnisfällen überhaupt Mitteilungen an andere erfolgen, so beschränken sie sich in der Regel auf die nächsten Angehörigen. Solche Erlebnisfälle sind aber durchaus nicht so selten, wie man gemeinhin glaubt. Ich habe in dieser Beziehung viel herumgehorcht und bei allen möglichen Gelegenheiten

das Gespräch auf solche Dinge gebracht. Und merkwürdig: Fast jeder, mit dem ich auf diese Weise zu tun hatte, wußte von sich oder aus seinen Bekanntenkreisen unerklärliche Fälle von Ahnungen, Vorgesichten, Träumen und Erscheinungen zu berichten, die das Hereinragen der geistigen Welt und die Verbundenheit der Verstorbenen mit ihren Hinterbliebenen in ein seltsames Licht rücken.

Um so dankenswerter ist es demnach, wenn es ein hochangesehener katholischer Priester in einer wissenschaftlichen Zeitschrift (Natur und Kultur, Märzheft 1929) unternimmt, einige in der jüngsten Zeit geschehenen Erscheinungen von Verstorbenen aus einer Fülle von Fällen herauszugreifen und der wissenschaftlich eingestellten Leserwelt vor Augen zu führen. Diese Fälle, an deren Tatsächlichkeit kein Zweifel möglich ist, beweisen mit aller Deutlichkeit, daß die Geisterwelt auch heute noch nicht verschlossen ist. Sie sind lebendigste und anschaulichste Beispiele für das Weiterleben nach dem Tode, namentlich aber für die Art und Weise dieses Weiterlebens, die uns Lebenden heilsamste Anregungen bietet.

Daß es sich bei diesen Erscheinungen nicht um Hirngespinste handelt, beweist der Umstand, daß ein solcher Geist auch von der Katze des Erlebenden gesehen wurde, die sich der Erscheinung neugierig näherte, dann aber erschrocken zur Seite sprang.

Die Tatsache, daß gewisse Tiere, besonders Hunde und Pferde, die Fähigkeit besitzen, Erscheinungen aus der Geisterwelt zu sehen, ist bekannt und wiederholt bewiesen. In einem anderen Falle wurde der Entsetzensschrei einer erschienenen armen Seele von einem Mitbewohner des Hauses gehört. Dieser

meinte, der „Seher“ — wie wir den Erlebenden dieser Erscheinungen hier nennen wollen — hätte im Traum so laut geschrien. In einem weiteren Fall war die Berührung eines abgeschiedenen Geistes an der Hand des Sehers zehn Tage lang als rötliches Brandmal sichtbar wie eine natürliche Brandwunde.

Alle diese Tatsachen sprechen dafür, daß es sich hier nicht um Hirngespinste, sondern um leibhaftige Erscheinungen von armen Seelen handelt, qui in tenebris et in umbra sedent, die in der Finsternis der Gottesferne und im Schatten des Todes weilen. Sie haben nur einen Schimmer des erlösenden Lichtes in ihrer Verlassenheit im „Zwischenraum“, zwischen der Anschauung Gottes und der „Äußersten Finsternis“, also im Fegfeuer.

Eine Erscheinung schildert den Vorgang des Sterbens: „Es ist ein Erschauern der Seele in Anbetung und dann ein Versinken in die Reinigung. Wir ziehen einzeln unsere Wege.“

Eine andere Seele klagt: „Gott ist gerecht. Meine Sünden schreien zum Himmel. Ich brenne! Ich bin in der Finsternis! Zuerst bin ich vor das Gericht gekommen, dann kam die Strafe. Ich habe angebetet und bin versunken.“ Also genau wie die erste Erscheinung: Anbeten und versinken . . . Tröstlich ist, was die zweite Seele weiter berichtet: „Ich habe das Ärgste überstanden. Ich bin jetzt im Lichtkreis. Wenn ganz rein, kommt die Anschauung Gottes.“

Andere Äußerungen dieser armen Seelen, die mit der „Zulassung Gottes“ zu dem Seher kommen durften, sind:

„Das Jenseits ist die Klarheit und die Erkenntnis.“

„Gottes Gerechtigkeit sieht anders als die Menschen."

„Christi Blut — in den heiligen Meßopfern — fließt in Strömen. Dieses Blut führt uns zum Leben."

Eine arme Seele jubelt den Erlösungsruf: „Ich bin im Licht!"

Es handelt sich um vielfache Erscheinungen verschiedener Verstorbener, auch von solchen, die der Seher zu Lebzeiten nicht gekannt hat. Sie geben ihm aber auf Befragen an, wo sie auf Erden geweilt hätten. Die Gestalten waren durchwegs deutlich sichtbar, wenn ihr Äußeres auch oft verschwommen und das Gesicht fast unkenntlich war. Manche waren widerlich und abstoßend, je näher sie aber dem Lichtkreis kamen, desto heller und deutlicher wurden ihre Seelenleiber, ihre „körperlosen Körper", die sich anfühlten wie ein „feuchtes, warmes Tuch". Manche von diesen armen Seelen sind noch so tief im Leiden, daß sie nur stöhnen können. Andere können schon sprechen und geben Antwort auf die Fragen des Sehers.

„Warum kommst du zu mir?"

„Weil du immer für mich gebetet hast."

„Liegt dir viel daran, daß ich in die heilige Messe gehe"?

„Du kannst mir viel helfen."

„Was mußt du denn leiden?"

„Ich brenne!"

Und zum Beweise drückte er einen Finger auf die Hand des Sehers, und das tat so weh, daß dieser aufschrie. Die Brandwunde blieb zehn Tage sichtbar.

Zwei dieser armen Seelen nannten auch die Sün=

den, derentwegen sie noch leiden mußten. Die eine bezichtigte sich des Diebstahls und bat um heilige Messen. Die andere bekannte sich als Verleumder, und zwar durch briefliche Ehrabschneidungen: „Mein Wort lebt in der Schrift weiter. So stirbt die Lüge nicht."

Als Mithilfe in ihren Leiden werden „Opfer" und „heilige Messen" erbeten.

Der Seher sah diese armen Seelen, von denen ihn manche wochenlang bedrängten, häufig auch bei Tage. Eine davon begleitete ihn sogar in die Kirche. Da fragte sie der Seher: „Siehst du Christus im Sakrament oder in Wirklichkeit?"

„Das Sakrament ist für die Lebenden. Die Wirklichkeit der Anschauung kommt erst, wenn ich rein."

Eine andere arme Seele sagte dem Seher, daß sie nun erlöst und in der Klarheit sei. Da bat sie der Seher: „Vergiß mich nicht!" Die Seele: „Die Lebenden danken und vergessen, die Toten können nicht vergessen, was Liebe gab." Damit verschwand die erlöste Seele und kam auch nicht wieder. Sie war ins „Licht" eingegangen.

Besonders zu denken gab mir eine Schilderung des Sehers über einen Vorgang, den er sich selbst nicht erklären konnte: Eine arme Seele beugte sich über den im Bett ruhenden Seher und tat, als ob sie ihm etwas aus dem Körper sauge. Der Seher fühlte sich hernach geschwächt und hatte das wache Bewußtsein, daß ihm die arme Seele etwas genommen habe, was sie im Jenseits brauchte. Denn anders wäre der Vorgang sinnlos. Zur Erklärung mag folgende Erklärung dienen: Die Seele benötigt zum Weiterbestehen im Jenseits, in der geistigen Welt, offenbar noch Feinstoffe, die dem Körper anhaften. Die Sitte

der Aufbahrung der Toten zeigt, daß man der Seele Zeit lassen wollte, diese Feinstoffe aus dem Körper mitzunehmen. Diese feinen Lebensstoffe werden, wie der berühmte Forscherarzt Karl Ludwig Schleich überzeugend nachgewiesen hat, nur durch Feuer vernichtet, was bei allen Leichnamen der Fall ist, die verbrannt werden. So erweist sich Leichenverbrennung als ein Verbrechen an der armen Seele, weil ihr dadurch wertvolle Bestandteile ihres Seelenleibes, die sich noch im Körper befinden, vernichtet werden. So erschien einer Frau im Traume der verstorbene Mann, dessen irdische Reste kurz vorher eingeäschert worden waren, in furchtbar entstelltem Zustande. Sein ihn begleitender Freund aus dem Jenseits erklärte der Träumenden, diese Entstellung komme daher, weil der Verstorbene die durch die Leichenverbrennung vernichteten Feinstoffe nicht mehr an sich ziehen konnte und nun drüben großen Mangel leide. Er warnte die Frau, sich verbrennen zu lassen. Offenbar hat die arme Seele dem Seher in unserem Falle ebenfalls solche Feinstoffe, die der Seelenleib zum Weiterbestehen im Jenseits benötigt, entnommen. Zweifellos handelte es sich auch in diesem Falle um einen „Feuerbestatteten“ oder sonstwie im Feuer umgekommenen Menschen.

„Die Toten können nicht vergessen, was Liebe gab.“

Dieses ergreifende Bekenntnis sollte ein mächtiger Antrieb sein, unseren armen Seelen alle Liebe zu geben, deren wir fähig sind. „Opfer“ und „heilige Messen“ benennen die armen Seelen selbst als ihre besten Hilfsmittel, daß sie aus der Verlassenheit in der Finsternis ins Licht und zur Anschauung Gottes

gelangen. Schon der Apostel sagt: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten." Aber nicht Eigennutz, sondern Mitleid und Liebe zu den Verlassensten der Verlassenen soll unser Leitstern sein beim Gebetsgedenken und Sühneopfer für sie. Denn auch wir Lebenden sind schon eingeschlossen in den mystischen Leib des Erlösers, der aus Liebe sein kostbares Blut für uns alle vergossen hat. Und auch unser Weg geht einst zur Anbetung — ins Versinken — ins läuternde Feuer des sühnenden Leidens, bis auch wir einst jubelnd aufrufen dürfen: „Ich bin im Licht!"

Das Nachgeleite

Ich hab' auch lang nicht geglaubt, daß es etwas gibt; ist mir auch nie etwas untergekommen und bin schon zu jeder Stunde unterwegs gewesen bei Tag und Nacht, wie ich noch Roßknecht gewesen bin beim Bräu in Eppenschlag.

Nachher hab' halt ich auch einmal dranglauben müssen!

Beim Friedl im Wald droben hab' ich mir ein Weiberleut gewußt, und weil ich die ganz' Wochen nicht auskönnen hab', bin ich halt an einem Feiertag wieder einmal hinauf zu ihr. Und schön hab' ich's erraten: die Friedlleut sind grad auf einer Wallfahrt ausgewesen — ist niemand daheim wie die Dirn und der Alt', und der hat eh' nimmer hatschen können. So haben wir zwei die schönste Unterhaltung gehabt, kein Mensch hat uns geniert, grad wie verwunschen ist's gewesen. Auf die Weis' hab' ich mir's halt hübsch lang werden lassen, aber weil eine

wunderschöne Mondnacht war, ist mir nicht viel drangelegen. Nachher haben wir halt doch Abschied genommen aufs nächste Wiedersehen und das hat auch noch eine gute Weil' gedauert, wie's halt geht, wenn man jung und dumm ist.

Es wird schon gutding um die Geisterstund' gewesen sein, wie ich endlich abgesegelt bin. Genau kann ich's nimmer sagen, denn Uhren hat's damals noch nicht gegeben, wenigstens nicht bei den kleinen Leuten. Jetzt muß jeder Rotzlöffel schon eine Firmuhr kriegen, sonst ging ja die Welt zugrund' . . .

Grad gesungen und gepfiffen hab' ich den Wald herunter, ein Schnaderhüpfl schöner wie's andere, aber wie ich nachher gegen das Pennhäusl in der Öd herkomm', wo am Weg die alte Hollerstauden steht, kann ich keinen Schritt nimmer weiter. Ich tret' und tret', was ich grad treten kann, ich geb' mir einen Schwung um den andern, ich komm' halt nicht vom Fleck, nicht um's Verrecken. Und in der Hollerstauden drinn' hör' ich alleweil etwas rispeln und rascheln. Ich kann mir nimmer genug denken, den Hut hebt's mir schon, die Füß' bannt's mir auf den Erdboden. Und wie es vorwärts gar nimmer geht, probier ich's zurück aus, denn ewig kann ich doch nicht an dem Fleck treten und fretten.

Endlich komm' ich halt doch vom Platz und reiß' rückwärts. Am liebsten wär' ich wieder zum Dirndl zurück, aber das geht nicht, denn um zwei in der Früh' muß ich schon wieder einspannen und fort mit einer Bierfuhr zum Wirt auf Eberhardsreut. Und eine gute Stund' hab' ich noch heimgehabt — ist eh' schon allerhöchste Zeit gewesen. So mach' ich halt einen weiten Bogen um die verflixte Hollerstauden

und komm weiter unten am Palmwegl wieder gut vorwärts. Aber wie ich nachher noch einmal umschau, was denn das eigentlich gewesen ist, seh' ich's halt schon daherkommen. Ich denk' mir noch, ah, das kann's ja gar nicht geben, das muß ein Nebel sein oder ein Schatten, aber da fliegt's halt schon daher und ist hart neben meiner. Und da seh' ich's, daß es wirklich ein Gespenst ist, und ich fang's Springen an und spring', was ich kann. Und das Gespenst alleweil neben mir, so nahe schon, daß es mich alleweil gestreift hat mit den Armen. Wart', denk' ich mir, du foppst mich nicht lang. Im Kirchdorf drinnen streif' ich dich schon ab. So reiſ' ich halt in einem Saus hinein über die Posthalterhöh', das Gespenst alleweil hart neben mir, und der Posthalterhund steht da, ganz ein bissiger Teufel. Aber der zieht den Schweif ein, tut einen Winsler, einen wehleidigen, und schiebt ab in die Wagenschupfe hinein.

Bei der Kirchen dort streif' ich halt das Gespenst doch ab. Ich verschnauf ein wenig und zünd' mir meine Tabakspfeife an, weil mir schon ganz übel ist von der damischen Geschicht'.

Wie ich aber zum Lohberger hinauskomm', wo hinter seinem Haus der Freithof liegt, ist halt das Gespenst wieder da und tut einen Tapper her auf meine Pfeifen, daß grad' die Funken fliegen. Wenn du dir nur die Pratzen recht verbrennt hättest, denk' ich mir, und reiſ' wieder weiter. Und nimmer bring' ich's los! Alleweil und alleweil saust's neben mir her und ich bet' und bet', daß mir die Zähn' schebbern. Den einen Trost hab' ich, daß es mir nichts tun kann, denn sonst hätt's mich ja schon droben bei der Hollerstauden hergepackt. Aber es hat mir so auch gelangt.

Endlich komm' ich halt doch auf das Eppenschlager Dorf her, und wie ich auf der Straß dahertrab', rumpeln die Hund' aus den Häusern und machen eine Metten wie narrisch. Wie sie aber das Gespenst erblicken, reißen sie alle aus. Keinen Laut hast nimmer gehört. Die Hunde müssen auch etwas kennen, denn sonst wärs' gar nicht möglich, daß sie alle miteinander den Schweif einziehen und davonreisen.

Bis zu der Haustür ist mir das Gespenst nach.

Wie ich in den Stall hinein bin, ist der Roßbub schon beim Abfüttern. Der schaut groß und klein, wie ich beieinander bin . . . Ich hab' halt grad' noch Zeit gehabt zum Umziehen, nachher ist's schon dahingegangen auch mit der Bierfuhr auf Eberhardsreut.

Auf der Schönberger Höh', dort beim Wegmacher seinem Häusl, schau ich halt doch einmal um zum Friedl im Wald, wo mir die Geschicht' heut' Nacht passiert ist. Da beutelt's mich noch einmal ab und vorbei ist's wieder.

Ich bin wieder der alte Bräuhans gewesen, hab' mir ein Schnadahüpfl gesungen und nachgepfiffen und mit der Geißel geschnalzen, daß alles gehallt hat.

So geschwind kann man etwas abschütteln.

Was hätt's denn auch für einen Wert, wenn ich über dies Nachgeleite lang nachstrubeln tät'? Es ist einmal gewesen und vorbei. Was es für ein Bedeuten gehabt hat und wer das Gespenst etwa war, das weiß ich nicht und ein anderer auch nicht.

Es gibt halt so Sachen . . .

+

Verzauberung

Manche Leute würden es lächelnd von der Hand weisen, wenn man ihnen zumuten würde, an Geister, Gespenster oder andere unerklärliche Erscheinungen zu glauben. Und damit haben die Leute vollkommen recht.

Auch ich glaube in dieser Beziehung nur das, was ich entweder selbst erlebt habe oder was mir von glaubwürdiger Seite berichtet wird, vorausgesetzt, daß solche Berichte überhaupt im Bereiche des Möglichen liegen. Das Reich dieser Möglichkeiten ist nun allerdings, wie ich aus vielfältiger eigener Erfahrung weiß, weit ausgedehnter, auch tiefgründiger und hochzielender, als irgendeine Welt der sogenannten Wirklichkeit.

Ich glaube seit langem an eine geistige Welt, ganz einfach, weil ich ihre Erscheinungen mit leiblichen Augen und zu wiederholten Malen gesehen habe, ganz abgesehen davon, daß sich die Tatsächlichkeit eines über den Sinnen waltenden Geisterreiches aus den Forderungen der Vernunft und des Gewissens ergibt.

Die erste Erscheinung dieser Art hatte ich als junger Mensch mit sechzehn Jahren.

Ich befand mich im Walddorf daheim in den Sommerferien und ging eines Tages mit meinen Angehörigen und ihren Dienstleuten in den Wald, um das im Winter gefällte Werkholz aufzuarbeiten. Nichts war mir als Studentlein in Ferienzeiten lieber, als solche Arbeiten in den damals noch unermeßlichen Gründen und Tiefen des Heimatwaldes, der nur selten von einer Lichtung unterbrochen war, darauf ein Kohlenbrenner oder Pechsammler sich

eine Siedelstätte erbaut hatte, um dem Wald und seinem Gewerbe immer nahe zu sein. Zuweilen lag auch eine Reute oder ein Waldschlag in den sonst unberührten Riesenrevieren vielhundertjähriger Fichten, Tannen, Ahorne und Buchen.

Auf solche Reuten ging ich gern, wenn ich der Arbeit müde oder überdrüssig war, um mich an der köstlichen Fruchtfülle üppig reifender Waldbeeren zu erlaben. Denn die Arbeit war ja für mich als Ferienstudenten keine Pflicht, sondern nur Erholung, und ich konnte im Walde tun und lassen, was ich wollte.

Als ich mein erstes übersinnliches Erlebnis hatte, von dem ich hier erzählen will, war ich aus dem Waldesdunkel, wo meine Leute werkten, auf eine solche Lichtung hinausgetreten, die ich von früher her schon als besonders beerenreich kannte. Auch gab es dort die seltsamsten, großblätterigen, feinblütigen Waldblumen, die in der Fülle und Reife des satten Sommertages einen schier betäubenden Duft ausströmten. Besonders hatten es mir die in weiten Wuchten ragenden, mannshohen Königskerzen angetan, die im Urweltdome dieses Wunderwaldes und im Weihrauchduft des Blütenmeeres rings mattgolden aufglänzten.

Von dieser Lichtung aus hatte man nicht den geringsten Ausblick in die Ferne. Man sah ringsum nichts als die hochschäftigen Riesenstämme der Waldbäume und darüber das Stück blauen Himmels, das die um den Waldschlag sich wölbenden Baumkronen freiließen.

Und da erlebte ich das Unvergeßliche, das ich mir heute noch nicht erklären kann:

Ich trat auf die Lichtung, naschte ein paar über=

reife Brombeeren und schaute dabei über die wuchernde Fülle der Farne, Glockenblumen und Königskerzen hin, die den üppigen Anflug der Waldbäumchen den Platz an der Sonne streitig machten.

Zwanzig Schritte hinter mir hörte ich den Hall der Axtschläge und das Schnarren der Sägen. Ich war also völlig bei Sinnen. Gesicht und Gehör, Geruch und Geschmack taten ihren Dienst wie sonst. Und trotzdem sah ich jetzt mit offenen Augen das Seltsame.

Das Bild vor meinen Augen verwandelte sich wie mit einem Zauberschlage. Statt der Brombeerwuchten, der Tännlinge, Farne, Glockenblumen und Königskerzen erblickte ich jetzt eine sanft ansteigende Au von einem wundersamen Smaragdgrün. Die Waldbäume traten zurück, verschwanden und machten einer beseligend schönen Landschaft mit herrlichen Kirchen und Tempeln Platz, die auf dem Wunderplane des verzauberten Waldes in schöner Ordnung weithin auftauchten.

Mir war, als träumte ich.

Dennoch war ich mir ständig bewußt, daß ich diese Verzauberung wachen Auges und offenen Ohres erlebte. Denn hinter mir hörte ich mit aller Deutlichkeit das Rauschen der Sägen, den hellen Anschlag der Äxte.

So selig die anfängliche Verzückung im Schauen dieser Verzauberung war, so heftig wurde mein Befremden und schließlich meine Angst vor dieser plötzlichen, unerklärlichen Erscheinung.

Ich stieß einen Schrei aus, um meine Leute zu Hilfe zu rufen. Aber der Schrei mißlang.

Die Kehle war mir wie zugeschnürt.

Der Schrei war nur ein keuchendes, atembeklemmendes Gurgeln.

Trotzdem tat er seine Wirkung, zwar nicht auf meine Leute, die ihn gar nicht hören konnten, aber auf das Blendwerk rings um mich, in das ich durch seltsamen Zauber bei wachen Sinnen verstrickt war.

Die Landschaft verwandelte sich im Augenblicke des versuchten Schreies, aber nicht in den wirklichen, gewöhnlichen Zustand, sondern in eine Art Übergangsbild. Ich sah ein gewohntes Heimatbild, wie man es vom Bühl über dem Dorfe aus erblickt: Wiesen, Felder, Matten, Dörfer und die aus Baumgruppen und Schindeldächern ragenden Türme der benachbarten Kirchdörfer.

Es war ganz unmöglich, dieses Bild von meinem Platze aus sonst, bei normalen Verhältnissen, zu sehen.

Mein Schreiversuch hatte nur einen neuen Zauber ausgelöst: ein zwar bekanntes Bild, aber an einem unmöglichen Orte.

Erst als ich angstvoll den Namen meines Vaters rief, der unweit von mir im Walde werkte, verschwand auch dieses Bild und die Lichtung lag wieder vor mir mit ihren Brombeerhecken, Farnwedeln, Glockenblumen und Königskerzen. Die Waldriesen standen wieder wie Tempelsäulen rings um das Blütenheiligtum der Reute, und das Stück blauen Himmels lächelte wieder mit wandernden Sommerwolken aus der Öffnung oben, die die Baumkronen freiließen.

Die Landschaft hatte wieder ihr natürliches Gesicht.

Auf den Angstruf nach meinem Vater versammel-

ten sich die Waldleute bei mir. Erschüttert gab ich Bericht von dem Geschauten.

„Du bist auf eine Irrwurz getreten", sagte ein alter Holzer, der im Taglohn bei uns werkte. „Das ist mir auch schon geschehen."

Und jeder wußte ähnliche Erlebnisse von sich und anderen zu erzählen, die ich nun gerne glaubte.

Es ist mir auch später noch mancherlei Derartiges zugestoßen, aber diese Verzauberung bei wachen Sinnen im Heimatwalde prägte sich als erstes Erlebnis dieser Art meinem Gedächtnis am tiefsten ein.

Wer aber will es erklären?

Der Nauförge

Der alte Waldhauser von Windorf war der erprobteste Nauförge zwischen Passau und Wien. Heute war es zum hundertsten Male, daß der wetterharte Schiffsmeister sein mit Granitwürfeln und Holzlasten beladenes Floß zur Fahrt nach der alten Kaiserstadt an der blauen Donau rüstete. Junge Tännlinge im Schmucke bunter Bänder zierten das Floß zur Jubelfahrt und vom Ruderpflock bot sich die weißblaue Landesfahne, fröhlich im Winde flatternd.

Als das Floß vom Lande stieß, hoben sich Hüte und Hände, winkten Wünsche für gute Fahrt und Wiedersehen. Der alte Waldhauser aber hob als Nauförge die Jubelfahne aus dem Pflock und schwang sie wie ein Junger in wirbelnden Kreisen um das verwitterte Haupt, bis die Uferweiden den Zurückbleibenden das fröhliche Bild verdeckten.

„Gar nicht läßt er aus, der alte Waldhauser",

meinte der Erber Hannes nach der Abfahrt. „Achtzig Jahr hat er schon auf dem Buckel und könnte sich in die Ruh' begeben, wann er möcht'. Geld hat er sich genug verdient auf seinen Wiener Fahrten."

„Hundertmal", bescheidet der Reiter Girgl, „ist noch kein Nauförg auf der Donau gefahren. Grad der Waldhauser bildet sich's ein, daß er auch diese Jubelfahrt machen muß. Wenn's ihm nur gut hinausgeht, weil er sich diese Fahrt gar so fest in den Kopf gesetzt hat."

„Es ist noch kein Nauförg im Bett gestorben. Und die Donau hat einmal ihre Tücken. Kaum bist aus einem Strudel heraus, reißt dich ein anderer in sein Gebrodel, daß es einem das härteste Ruder herbiegt wie einen Kienspan."

„Hoffen wir halt das Beste. Wer die Donau neunundneunzigmal meisterte, wird ihr den Hunderter auch abringen. Es wär' ja doch ganz aus der Weis', wenn grad' heut was passieren tät'."

Der Erber Hannes und der Reiter Girgl sind als Schwestersöhne des alten Waldhauser seine nächsten Anverwandten, und deshalb liegt ihnen sein Schicksal besonders am Herzen. Sein Ruhm ist auch ihr Ruhm, wie sie auch seine Erben im gefährlichen Amte des Nauförgen sein werden, wenn er die Augen einmal schließt. Der Alte ist ja unbeweibt und kinderlos geblieben, wie es sich für einen Nauförgen gehört, dessen Leben allezeit nur an einem Faden hängt. Der Hannes und der Girgl wohnen und werken schon im Hause des Alten, bauen Plätten und Schiffe und besorgen nebenbei die ungefährlichen Überfahrten über die Donau zwischen dem Ort und dem anderen Ufer.

Auch diese Arbeit erforderte damals einen ganzen

Mann. Es gab noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe, wenigstens nicht in dieser Gegend, und bei dem regen Fuhrwerksverkehr zwischen den beiden Ufern hatten Hannes und Girgl mit ihren Schiffsknechten Tag und Nacht zu tun. Wenn diese Arbeiten auch anstrengend waren, so wurden sie doch gerne getan, denn sie wurden gut bezahlt und man hatte ein sorgenfreies Leben. Man konnte ein Mäßlein über Durst trinken, was die beiden gerne taten, wenn sie zur Feierweile auf der Bank vor der Schiffshütte saßen und Auslug hielten nach Leuten oder Fuhrwerken, die übergesetzt sein wollten.

Auch heute, am Tage der Abfahrt des Jubelschiffes, harrten sie bis Mitternacht auf ihrem Posten aus und begleiteten in Gedanken den kühnen Nauförgen mit seinen Floßknechten.

„Jetzt werden sie wohl schon in Linz sein", meint der Girgl. „Da haben sie dann das Gefährlichste hinter sich."

„Ich hoffe es auch", sagt der Hannes. „Wird das eine Ehre sein, wenn der Nauförg auch von dieser Fahrt glücklich heimkommt."

Kaum hat er ausgesprochen, schwingt sich durch die Stille der Nacht vom andern Ufer her eine Stimme: „Hol über!"

Die beiden sahen sich befremdet an. Das ist ja haargenau die Stimme des alten Waldhauser, des Nauförgen. Aber schon lösen sie den Kahn von der Kette und setzen mit kräftigen Ruderschlägen über. Im Dunkel der Nacht sahen sie drüben an der Uferböschung die verschwommene Gestalt eines Mannes stehen, nach Art der Schiffsleute mit einem Wettermantel angetan, der sich gespenstisch im Wind-

hauch bläht. Da der Mann keine Miene macht, in den Nachen zu steigen, ruft ihm der Hannes zu: „Was willst du denn eigentlich? Warum hast du uns gerufen, wenn du nicht überfahren willst?"

Aber der Schatten des Mannes steht und schweigt. Sie können auch nicht erkennen, wer es sein mag, da die Kapuze des Wettermantels, wie es scheint, das ganze Gesicht verdeckt.

Schon überrieselt die beiden ein kaltes Schaudern. Dennoch springt Hannes entschlossen aus dem Nachen, um das Geheimnis des Unbekannten, der sie offenbar zum Besten halten will, zu lüften. Aber mit jedem Schritt, den Hannes am Ufer vorwärts macht, weicht der Fremde ebensoweit zurück, bis ihm Girgl aus dem Kahne zuruft: „Laß ihn, Hannes, und steig wieder ein. Das ist nichts Rechtes. Der Mann hat ja gar keine Füße. Ist ein einziger Sack!"

Von Entsetzen gepackt, springt Hannes in den Kahn zurück, die Ruder stoßen knirschend in den Kies, im Fluge gleitet der Nachen zum bergenden Strande.

Aber hinter dem Schifflein folgt der Schatten über das Wasser, ohne die Flut zu berühren. Er fliegt in gemessenem Abstand hinter dem fliegenden Nachen her und verschwindet erst, wie die zwei das rettende Ufer erreichen.

Totenbleich, entgeistert starren sich die beiden an. Erst allmählich ringen sich die Worte aus keuchender Brust:

„Der Waldhauser ist's gewesen. Sein Geist! Hab' ja vorhin seine Stimme so deutlich gehört: Hol über!"

„Der Herr geb' ihm die ewige Ruh'! Ja — es hat etwas gegeben. Und grad bei seiner Jubelfahrt muß es ihm passieren!"

„Morgen früh werden wir ja das Nähere hören, wenn die Geretteten heimkommen; denn alle werden doch nicht hin sein."

Der Hannes und der Girgl tun die ganze Nacht kein Auge zu. Sie warten und warten, bis die Überlebenden des Unglücksschiffes kommen. Gegen Morgengrauen trotten sie todmüde auf der alten Straße daher wie ein Häuflein versprengter Landsknechte nach verlorener Schlacht. Einer schleppt die triefnasse Landsfahne, die am Morgen vorher noch so verheißungsvoll im Winde geflattert hatte, als letztes Überbleibsel vom Jubelschiffe mit.

„Woher wißt ihr schon", fragen die Ankömmlinge, „weil ihr uns so traurig entgegengeht?"

Und wie die beiden das Erlebnis mit dem Schatten und der Stimme des alten Waldhausers berichten, geben auch die andern Bescheid: „Ja, es ist wahr. Und gerade ihn hat's erwischt. Wir andern haben uns alle schwimmend retten können. Beim Kachlet*), wo's keiner vermeint hätte, sind wir bös aufgeprellt. Der ganze Floß ist auseinandergeflogen wie eine Schachtel voll Schwefelhölzer. Den Nauförgen hat das Ruder weit in einen wilden Strudel geschleudert. Kein Mensch hätt' ihm mehr helfen können. Jeder wär' hingewesen. Der Herr geb' ihm die ewige Ruh'. Ein Waldhauser, Leut', das sag' ich euch, steht nicht mehr auf. Und wen die Donau einmal im Strudel hat, den gibt sie nicht mehr her.

*) Damals noch ein gefährliches Felsenriff im Bett der Donau bei Passau, heute längst gesprengt. An seiner Stelle erhebt sich jetzt das weltbekannte Großkraftwerk der Rhein-Main-Donau A. G.

Und ein Nauförg gehört auch in ein nasses Grab. Es hat halt so sein wollen, daß ihn die Donau grad bei seiner Jubelfahrt geholt hat."

„Aber wie kann es möglich sein", fragen Hannes und Girgel, „daß uns sein Geist erscheint, seine Stimme ruft?"

„Ja, meine Lieben, das steht auf einem andern Blatt. Solche Sachen gibt es oft. Das sind Geheimnisse, die man nicht lüften darf."

Drei Fälle

Tiefernst, wie niedergeschlagen, kam der junge Kaplan von einem Krankenbesuche heim. Schweigend, vor schwerer Sorge, nahm er von dem einfachen Abendessen kaum ein paar Bissen. Mitfühlend und verstehend ruhten die Blicke des greisen Pfarrherrn auf dem seeleneifrigen und sonst so frohgemuten Amtsbruder.

„Ich ahne, was Ihnen zugestoßen ... Der Kranke will sich nicht versehen lassen. Hat er sie abgewiesen?"

„Ja. Als ich ihm zu verstehen gab, daß eine gute Lebensbeicht ein guter Wegwart wäre, ob es nun zum Leben oder zum Sterben ginge, da hat er mir wortlos den Rücken gedreht. Es ist mir unfaßbar, daß liebende Sorge um Leibeswohl und Seelenheil so schnöde zurückgewiesen wird. Ich kann nichts mehr tun, als für den Kranken beten."

„Ja, tun wir es ... Ich habe Hoffnung, daß er uns nun doch noch holen läßt, wenn sich sein Zustand verschlimmert. Er war sonst ein gutwilliger Mensch, ein homo bonae voluntatis, dem nach dem Engelswort Friede und Seligkeit verheißen. Nur in den

letzten Jahren hat er sich mehr und mehr zum Unglauben verführen lassen. Beten wir, daß die Macht der Bosheit nicht den letzten, lichten Gottesfunken in ihm verlösche. Sie sind noch jung, Herr Kaplan, und voll der heiligen Ideale, wie es sich für einen rechten Seelsorger gehört. Sie sind heute schon niedergeschmettert durch den einen Fall, den Sie eben erlebten. Sie werden noch mehr und Schwereres erleben, wie es auch bei mir war. Denn es gibt ein Geheimnis der Bosheit, so abgründig, daß sich selbst der Himmel weigert, zu Hilfe zu kommen. Ich habe drei solche Fälle erlebt, die ich Ihnen nun berichten will, damit Sie sich, wenn es auch Ihnen geschehen sollte, in den vorsehenden Willen des Höchsten finden und nicht mit zwecklosen Selbstvorwürfen quälen.

Es gibt eben Fälle, wo der letzte lichte Gottesfunke im Menschenherzen völlig vernichtet ist, wo die Bosheit schon zur Lebenslust geworden.

Ich war ein junger Kaplan wie Sie, da wurde ich eines Abends zu einem Sterbenden gerufen. Meine Verwunderung war ebenso groß wie meine Freude, denn der Kranke war ein verstockter Gotteslästerer, dem es förmlich eine Lust war, den Himmel und alles Heilige mit dem Unflat seines satanischen Hohnes zu besudeln. Wenn er an einem Kreuze oder an einer Kirche vorbeikam, schäumte er schier vor Wut, daß die Leute schauderten. Und nun, in seiner Sterbestunde, ließ er mich rufen. Mir schwoll das Herz vor Freude, dem Himmel eine längst verloren geglaubte Seele retten zu dürfen. Ich eilte, was ich konnte, ebenso der Mesner, der mich begleitete, damit wir ja nicht zu spät kämen. Wir kürzten sogar den Weg ab und liefen über Wiesen und Felder. Aber das währte

nicht lang. Denn wir kamen über eine Heide, die mit unabsehbaren Scharen von Raben besetzt war. Unheimlich flatterten uns die krächzenden Tiere in der hereinbrechenden Nacht um die Knie. Wir wateten förmlich in einem Meere von schwarzschillernden Raben und mußten es endlich aufgeben. Denn es war undenkbar, uns weiter einen Weg durch diese schauerlichen Scharen von Raben zu bahnen, die uns immer bedrohlicher umflatterten. Ich konnte mir auch nicht denken, woher diese Unmenge von Raben auf einmal kam, und hatte schon ein unheimliches Gefühl, als könnte es nicht ganz mit rechten Dingen zugehen, wie man so sagt. Kurz und gut, wir mußten notgedrungen umkehren und uns auf die Straße begeben, die in weitem Bogen zu dem Hause des Sterbenden führte. Als wir die Straße zur Hälfte zurückgelegt hatten, kam uns schon ein Bote entgegen: „Hochwürden, es ist nicht mehr nötig, daß Sie noch kommen. Der Kranke ist schon gestorben."

Ich war niedergeschmettert und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht gleich die Straße gewählt hatte. Da wäre ich vielleicht noch recht gekommen. Aber ich wollte ja ohnedies auf dem kürzesten Wege hineilen, und bin da auf das Rabenhindernis gestoßen. Es war wohl Gottes Wille, daß alles so kam. Die Raben, Herr Kaplan, habe ich lange nicht aus dem Kopfe gebracht."

„Das kann ich Ihnen nachfühlen, Herr Pfarrer. Es wird schon nichts Rechtes gewesen sein mit diesen Raben. Vielleicht waren es die Sündenscharen des Sterbenden."

„Gottes Wille, Herr Kaplan, wie auch in einem anderen Falle. Ich wurde wieder auf einen Verseh-

gang gerufen. Es eilte. Der Mesner stand schon bereit. Aber es gelang mir nicht, den Tabernakel aufzusperren. Ich mühte mich wohl eine halbe Stunde. Alles vergeblich. Ich brachte das Schloß nicht auf. Ich war wie verzweifelt. Ich betete, rief den Himmel um Hilfe an, machte ein Gelöbnis, wenn es mir gelänge, den sterbenden Sünder zu retten. Denn auch in diesem Falle handelte es sich um einen ganz Verstockten, dem die Bosheit Lust war. Aber alles war vergebens. Endlich kam auch hier ein Bote, der mir das schon erfolgte Hinscheiden des armen Menschen meldete. Ich drehte den Schlüssel eben noch einmal im Schlosse, und sieh, da sprang das Türchen sanft und sachte auf wie sonst auch. Ich stand vor einem Rätsel, das ich mir nicht erklären konnte."

„Ich denke, daß eine höhere Hand im Spiele war — eine Weigerung des Höchsten."

„Gottes Wille, Herr Kaplan. Immer Gottes Wille. Ich hätte das Meine getan, der Herr hat es anders gefügt. Sein heiliger Wille geschehe . . . In einem andern Falle kam ich mit dem begleitenden Mesner bei einem Versehgang durch ein mir wohlbekanntes, schmales Waldstück. Es war heller Tag, wir gingen den gewohnten Waldweg, den einzigen übrigens, den es gab. Denn das Wäldchen umfaßte höchstens dreißig Tagwerk Grundfläche mit lichtem Baumbestand, so daß ein Verirren darin unmöglich war. Und dennoch geschah es mir und dem Mesner bei dem damaligen Versehgang, daß wir uns vergingen und immer wieder auf den nämlichen Fleck zurückkamen. Wohl zwanzigmal gingen wir so in die Irre, obwohl das, wie schon gesagt, sonst ein Ding der Unmöglichkeit war Uns wurde schon unheim-

lich, wie sich denken läßt. Denn, ganz abgesehen von dem Ungewöhnlichen, was uns da geschah, verfloß die kostbarste Zeit ungenützt zur Rettung eines Sünders in letzter Not. Das Schicksal einer Ewigkeit hing an unserem Irrweg. Endlich kam auch hier der Bote und sprach sein: „Zu spät!“ Und sehen Sie, von diesem Augenblick an gab es kein Irrgehen mehr ...“

„Seltsam, seltsam“, nickte der Kaplan in Sinnen. „Es liegt auf der Hand, daß in allen drei Fällen eine höhere Macht das Gelingen des Versehganges verhindert hat. Das hochwürdigste Gut wollte nicht an Unwürdigste vergeudet sein.“

„Sagen wir einfach: es war Gottes Wille. Die Bosheit hat eben ihre Geheimnisse, die wir nicht ergründen. Sie hat auch ihr eigenes Gesetz. Wie es Gottes Lust ist, Gott und gut zu sein, so ist es des Teufels Lust, Satan und satanisch zu sein. Das mag auch von ihren Anhängern gelten. Die Guten freut das Gute, die Bösen das Böse. Wir können diese Dinge nicht ändern. Wir müssen uns damit abfinden, daß in allem Gottes Wille geschieht. Seine Ratschläge sind unerforschlich. Wir wissen nicht, was er im einzelnen vorhat. Wir dürfen also nicht richten und verurteilen, denn Gott ist auch der Allerbarmer. Ich selbst habe ja auch keinen Zweifel, daß die drei Fälle, die ich Ihnen erzählte, auf höhere Fügung geschahen. Und da gibt es nur eins: sich fügen und den Weg des Lichtes und der Liebe unbeirrt weitergehen. Alles andere steht bei Gott. Herr, dein heiliger Wille geschehe ... Amen!“

✢

Der Himmel hilft

Ein Unglück kommt selten allein, sagt das Sprichwort, und beim Thomas Törringer traf es dreifach zu. Sein erstes Unglück war, daß der Weltkrieg ausbrach, als er von seinem und seiner Frau Elterngut ein schönes Bauernanwesen erwerben wollte. Gerade an dem Tage, an dem die Verschreibung des Anwesens stattfinden sollte, mußte er zu den Fahnen einrücken. Die Verschreibung unterblieb, und nach dem Kriege war niemand mehr geneigt, seinen Besitz um wertlos gewordenes Geld zu verkaufen.

So mußte der aus einem großen Bauernhof stammende Thomas Törringer noch froh sein, daß er, wie ein armer Häuslerbub, als Holzhauer Arbeit im Staatswalde fand, um sich und die Seinen wenigstens notdürftig fortzubringen. Sein Vorkriegsvermögen war durch die Inflation gänzlich entwertet, an den Erwerb eines Bauernanwesens war nicht mehr zu denken. Auch von seinem Stammhofe hatte er keine Hilfe mehr zu erwarten, denn sein Bruder, der Besitzer desselben, war im Kriege gefallen und die Schwägerin hatte einen andern geheiratet, so daß der schöne Hof jetzt gänzlich in fremden Händen war. Kaum daß der arme Thomas zuweilen einen Laib Brot oder einen Topf Milch für seine hungrigen Mäuler vom alten Heimhofe erhielt, und das auch nur für mühsam errackertes Geld und gute Worte. Oft krampfte sich ihm das Herz zusammen, wenn er als Fremder in der alten Heimstube stand und wie ein Bettler von der Fülle des Besitzes heischte — um Geld und gute Worte, eben dort, wo er vor wenigen Jahren noch heimatsicher gesessen und Zukunftspläne

geschmiedet hatte über seinen eigenen künftigen Bauernbesitz, den er mit seinem und seiner Frau Heiratgut erwerben wollte.

Aber das Geld war dahin und mit ihm die Hoffnung, es je wieder zu etwas zu bringen. Sein Verdienst als Holzhauer reichte ja kaum hin, die Seinen recht und schlecht zu ernähren. Von „Ersparnissen" war keine Rede, und so sah der einstige Großbauernsohn seiner zahlreichen Kinder Schicksal voraus: Taglöhner, Knechte, Mägde. In schlaflosen Nächten schnitt ihn dieses geahnte Geschick seiner Lieben ins wunde Herz, so sehr er auch entschlossen war, diesem Schicksal eine andere Wendung zu geben. Aber wie? Wenn der Himmel nicht half, wie sollte er aus eigener Kraft wieder zu etwas kommen?

Und so betete der arme Thomas Törringer die schlaflosen Nächte durch, bis er früh morgens, von Sorgen zermürbt, Axt und Säge schulterte zur Waldarbeit. Wenn er so den steilen Höhenweg zum Staatsforst hinaufschritt und die freien Bauern auf den Feldern werken sah, dann war ihm wieder weh ums Herz um das frische, freie Schaffen auf einer eigenen Scholle, wie er es von Jugend auf gewohnt war.

Zu allem Überflusse wurde der arme Thomas Törringer in der nächsten Zeit auch als Waldarbeiter ausgestellt, weil der Staatsforst die Fällungen einstellte. Es blieb ihm nichts übrig, als bei den Bauern um kargen Taglohn zu arbeiten, der bei weitem nicht ausreichte, den Unterhalt seiner Lieben zu sichern. Um dem drohenden Hungergespenste zu wehren, mußten die armen Leute überflüssigen Hausrat aus besseren Tagen verkaufen. Die übermächtige Lebenssorge zehrte an der Gesundheit des Unglücklichen, der

seine himmelstürmenden Gebete in den schlaflosen kummerreichen Nächten verdoppelte.

Hatte nicht seine Mutter immer gesagt: Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten? Könnte die Not denn noch größer sein als jetzt? Brotlos, krank, blutarm, Kinder, die vergeblich um Brot baten . . . Wenn der Himmel jetzt nicht half, dann war es zu spät, dann war sein und seiner Lieben Schicksal besiegelt.

Im Innersten zerwühlt, kniet der sorgenzerrissene Mann vor dem Strohsack — das Bett ist ja längst verkauft — und schickt seine stürmischen Bitten zum Himmel: Heute mußt du helfen, lieber Herrgott, sonst ist's gefehlt . . .

Da steht — ist's Wahrheit, ist's Täuschung — eine Lichtgestalt vor ihm, er erkennt in den milden Zügen das verklärte Antlitz seiner heimgegangenen Mutter. Wie von Engelshänden träufelt Vertrauen in sein todwundes Herz und die Erscheinung spricht leise, liebe, trostreiche Mutterworte, die der Ärmste seit langer Zeit nicht mehr gehört: „Ja, Thomas, es ist wahr: wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Höre, was ich dir sage, und folge mir! Fahre morgen mit dem ersten Zuge nach München und warte dort am Ausgang auf den Letzten, der mit einem andern Zuge kommt. Dieser Letzte ist es, der dir helfen wird."

Mit leichtem Hauptesneigen verschwindet die Erscheinung, wie sie gekommen, und Thomas Törringer starrt ihr nach wie einem heiligen Wunder.

Von Schauern des wunderbaren Erlebnisses geschüttelt, weckt er sogleich seine Frau und berichtet ihr das Gehörte und Geschaute.

„Ja", sagt sie, „das wäre schon recht, wenn uns endlich Hilfe würde. Aber ich fürchte, du hast nur geträumt. Und — wo nähmst du auch das viele Geld her für die Fahrt nach München? Wir haben ja nichts mehr, und leihen wird dir's auch niemand. Wir könnten es ja nicht mehr zurückzahlen, wie wir jetzt daran sind."

„Ich fahre", sagt Thomas Törringer ernst und bestimmt. „Ich habe noch meine goldene Firmuhr und die gebe ich meinem Paten als Pfand für das Fahrgeld. So komme ich gut nach München und, paß auf, wenn ich wieder da bin, ist uns allen geholfen. Meine Mutter lügt nicht!"

„Bist du dir so gewiß, Thomas, daß die Erscheinung kein Traum, keine Täuschung war?"

„So gewiß, wie ich vor dir stehe . . ."

„Dann fahre in Gottes Namen!"

Am nächsten Tage steht Thomas Törringer am Ausgang des Münchner Hauptbahnhofes und wartet, wartet, wie ihm geheißen, auf den Letzten, der mit einem andern Zuge kommt. Aber wieviele Züge kommen? Alle Augenblicke donnert einer in die mächtige Halle. Und immer wieder wandelt ein letzter Fahrgast an dem geduldig Wartenden vorbei, wortlos, ohne Blick, ohne Geste. Fremd, fremd. Aber Thomas Törringer gibt die Hoffnung nicht auf. Der ersehnte Retter muß noch kommen, muß! Seine Mutter lügt nicht!

Da braust mit gewaltigem Donnern ein Schnellzug heran, die Kofferträger eilen, Reisende hasten aus dem haltenden Zug, und wieder kommt ein Letzter gemächlich durch die Sperre des Bahnsteiges.

Thomas Törringer steht zitternd, mit weit auf-

gerissenen Augen. Ist's möglich? Dieser Letzte, sagt er sich, sieht mir so ähnlich wie ein Ei dem andern. Das muß ein Törringer sein! Etwa ist's gar meines Vaters Bruder, der in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert ist, den man für verschollen gehalten hat, weil er lange, lange Zeit nichts mehr von sich hat hören lassen. Ist's möglich? Steht noch einmal ein Totgesagter auf? Ja, es muß so sein! Eine Mutter lügt nicht!

Da stutzt und stockt auch der Fremde. Zögernd, wie unschlüssig noch, tritt er auf Thomas zu: „Ein bekanntes Gesicht. Sie könnten Törringer heißen."

„Ja, so heiße ich auch. Thomas Törringer."

„Thomas, wie mein Bruder daheim auf dem Waldhof."

„Ich bin sein Sohn."

„Ah — das trifft sich ja großartig. So grüß dich Gott aus Herzensgrund, lieber Vetter! Aber sag mir nur, wie kommst du hierher, so weit von der Heimat weg? Das mußt du mir erzählen. Komm mit mir ins Hotel, dort wollen wir bei einem guten Trunk das Wiedersehen feiern . . ."

Und Thomas Törringer erzählt, erzählt treuherzig all sein Mißgeschick vom ersten Kriegstage an, von der Geldentwertung, die ihn um die Hoffnung auf einen eigenen Hof betrogen, erzählt, wie der väterliche Stammhof jetzt auf fremde Hände gekommen, erzählt mit Scham seine unverschuldete Notlage jetzt, erzählt getreulich die Erscheinung seiner Mutter.

„Da bin ich dir ja vom Himmel zur Hilfe geschickt!" staunt der Vetter. „Ja, gibt es denn noch Wunder? Auch mich hat es so sonderbar nach der Heimat ge-

zogen, als ob ich hier nötig wäre. Ich habe ja drüben niemand, weder Weib noch Kind, und das Geld, was nützt mir alterndem Mann das Riesenvermögen, das ich mir drüben erworben, wenn ich keine Herzen um mich habe, die mir's einmal danken? Ja, Thomas, ich fahre gleich mit dir in die Heimat und kaufe dir den Väterhof zurück, daß du wieder in Freuden auf der alten Scholle werken kannst als freier Bauer. Von jetzt ab hat all deine Sorge und Not ein Ende. Und wenn ich die Augen einmal schließe, wirst du reicher sein als die ganze Gemeinde daheim, wirst jedem deiner Kinder einen Bauernhof kaufen können.

Ist's dir recht, Thomas?"

Der kann nur stumm nicken und die rettende Vetterhand drücken, auf die seine heißen Dankeszähren niederstürzen.

Heute werkt Thomas Törringer wieder als Bauer auf dem alten Heimathof. Und wenn er mit dem Vetter aus Amerika, der in der schönen Stube bei ihm wohnt, auf das sonderbare Zusammentreffen am Münchener Hauptbahnhof zu sprechen kommt, ist sein letztes Wort immer: „Ja, Vetter, es gibt noch Wunder. Der Himmel hat mir meine Mutter geschickt, meine Mutter hat mich an dich gewiesen, und du hast all unserer Not ein Ende gemacht. Wir können dir's in alle Ewigkeit nicht danken, was du Gutes an uns getan hast. Wir können nur für dich beten . . . Und es bleibt immer wahr: Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten."

+

Das Mädchen aus der Fremde

Alle Jahre einmal, zur Winterszeit um die Jahreswende, wenn die nächtigen Schneestürme vor den Fenstern schnoben und die Geheimnisse der Rauhnächte über den Weiten schwangen, wußten es die Spinnerinnen in der Stube des Heimhofes so einzurichten, daß sie dem Altvater die wundersame Geschichte vom Mädchen in der Fremde abschmeichelten wie ein kostbares Kleinod, das sie mit in ihre Träume nahmen, um das Wunder und die Wonnen dieses Begebnisses auch im eigenen Herzen nachzufühlen.

Und so erzählte der Altvater die Geschichte vom Mädchen in der Fremde alle Jahre wieder, immer mit den gleichen Worten, immer mit der gleichen Innigkeit, so daß sein Herz sich gleichsam in einem neuen Lebensfrühling verjüngte und die Wärme der Jugend auf seinen welken Wangen erblühte wie ein Waldröslein droben am Heckenrain.

Ja, Leut' und Kinder, hob der Altvater an, in früheren Zeiten hat sich manches begeben, wovon sich heute kein Mensch mehr etwas träumen läßt. Denn die Alten, die diese Zeiten erlebt haben, sind heimgegangen in die Ewigkeit, und die Jungen wissen nichts mehr als höchstens, daß man den Hafer im Märzen säen und den Maibaum im Mai setzen muß. Aber die Alten haben es noch gesehen, wie die Franzosen im Land gewesen sind und wie nachher ein wilder Krieg geworden ist im fernen Rußland, wo so viel gestochen, geschossen, gehauen und gesäbelt worden ist, daß das Blut in Bächen über den Schnee geronnen ist. Die allermeisten aber sind in der grimmigen Kälte erfroren, und oft war es so,

wenn sie am Lagerfeuer saßen, daß die dem Feuer zugekehrte Körperseite auch noch gebraten wurde, weil sie in der Froststarre die Feuersglut nicht mehr spürten. So grauenhaft ist es zugegangen in dem Krieg, daß von dreißigtausend bayerischen Landsleuten bloß mehr ein Häuflein von dreihundert die alte Heimat erreicht hat. Darunter ist auch mein Bruder, der Hannes gottselig, gewesen, und daß er noch heimgekommen ist, war auch ein helles Mirakel. Der Hannes, ein Kerl mit sieben Schuh, ist Korporal gewesen bei den Kürassieren, und wie sie in einem Gefecht seinen Obristen, einen alten Edelmann, vom Gaule geschossen haben, hat ihn der Hannes aus dem Getümmel getragen und auf seinem Roß zurückgeführt zum Feldscher. Der Obrist aber hat seinen Lebensretter nicht mehr fortreiten lassen zum Regiment, weil das Kriegsglück sich schon zum Feind gewendet hatte, und so hat der Obrist auch dem Hannes das Leben erhalten, denn vom ganzen Regiment sind keine dreißig Männlein mehr übriggeblieben.

Ist eine so große Liebe und Freundschaft zwischen dem Obristen und seinem Korporal, dem Hannes, gewesen, daß keiner mehr von dem andern gelassen hat. Wie der Krieg bald darauf zu Ende und der Obrist von seiner Wunde genesen war, sind sie mitsammen heimgeritten und haben ein paar Jährlein später in der großen Völkerschlacht bei Leipzig Seite an Seite gekämpft, also, daß die Franzmänner mit ihrem Napoleon zuschanden gehauen wurden.

Ich bin zur selben Zeit ein halbwüchsiges Bürschlein gewesen, und ich weiß es noch wie heute, wie der alte Edelmann, dem Hannes sein Obrist, nach diesen

Kriegsgreueln am Jahrestag seiner Verwundung und Lebensrettung durch den Hannes immer die weite Reise von der Landeshauptstadt her in unser Dorf gemacht hat, um dem Hannes immer wieder von neuem zu danken für seine Tat, wie er ihn aus dem Getümmel getragen und dem Todwunden das Leben gerettet hat. Da hat meine Mutter gottselig immer die schöne Stube hergerichtet für den vornehmen Gast, der immer ein paar Tage beim Hannes dageblieben ist. Das war dann stets eine Ehre und Freude für das ganze Dorf, wie denn zur selbigen Zeit noch ein rechtes Zusammenhalten war unter den Leuten, gerade als ob sie alle nur Brüder und Schwestern gewesen wären.

Jetzt aber kommt das Schönste:

Wie der Obrist wieder einmal an einem solchen Jahrestag seiner Lebensrettung durch den Hannes ins Dorf gekommen ist, hat er dem Hannes als Geschenk ein Fernrohr mitgebracht. Ein Glaserlehrbub in der Landeshauptstadt hat das Ding erfunden, und wenn man durch das Rohr sah, ist es gewesen, als wenn die fernsten Gegenden nur eine Handbreit vor den Augen lägen. Ich hab' die Sache nicht recht glauben wollen, aber an einem Sonntag vormittag — der Obrist ist mit dem Hannes schon in der Kirche fortgewesen und ich habe im Dorf die Sonntagswacht gehabt, da ist's mir grad gewesen, als ob mir jemand das Rohr in die Hand drückte. Ich hab's gegen den fernsten der Vorberge da draußen gehalten, wo man mit dem freien Auge nichts sieht als das Blau der Wälder und eine winzige Blöße darin. Daß diese Blöße in den Wäldern da draußen eine große Hofmarkung war mit Wiesen und Feldern, Lein-

bleichen und Viehweiden, einem großmächtigen Anwesen und einem Kirchlein am Waldsaum, wie hätt' ich das wissen können?

Aber das Fernrohr hat mir den Vorberg so nahe hergezogen, daß ich frei erschrocken bin, wie ich diese Dinge alle so nah und deutlich sah. Sogar die feierliche Sonntagsstille hab' ich durch das Rund des Rohres gesehen, daß mir ganz innig und andächtig geworden ist. Was mag da draußen für eine liebe, verwunschene Welt sein, denk' ich im Herzen, weil sie dem freien Auge nicht größer ist wie eine Haselnuß — kann ich das Bild doch mit dem Daumen zudecken, wenn ich ihn vors Auge halte — aber im Rohr gesehen, weitet es sich übermächtig, daß mir schier schwindelt.

Wie ich aber das Rohr wieder ansetze, geschieht ein helles Wunder:

Ich sehe aus dem großmächtigen Hofe, den man mit bloßen Augen nicht einmal als Pünktlein sieht, eine helle Mädchengestalt im Sonntagsstaat schreiten, sehe ihr liebes Lächeln, sehe ihr Kopftuch, ihre schimmernde Seidenschürze, sehe das Gebetbuch und den Rosenkranz so nahe, daß ich schier die silbernen Perlen daran zählen möchte.

Könnt mir glauben, daß mir der Herzschlag gestockt hat, wie ich dieses liebe Bild im Rohr erschaut habe, denn solche Unschuld, solche Anmut, solcher Liebreiz wie bei dem Mädchen aus der Fremde da draußen ist mir in Wirklichkeit nie begegnet.

Hinter dem Mädchen sind die Hofleute dreingegangen, Knechte und Dirnen, und ich bin mit dem Rohre den Kirchgängern nachgefahren. Bald habe ich sie aus dem Blickfeld verloren, bald wieder ge-

funden. Und immer ist das wundersame Mädchen vor den Hofleuten hergegangen. Auf einmal aber bleibt es stehen und weist mit der ausgestreckten Hand gerade auf mich her, mitten auf mein Rohr, mitten mir ins Auge, daß es mir einen Stich ins Herz gegeben hat, daß mir das Rohr entfallen ist.

Kann euch aber gleich verraten, wie solches geschehen ist: Das Mädchen nämlich hat von seinem fernen Berge her den Sonnenblitz in der vorderen Linse des Fernrohrs gesehen und zu den Hofleuten gesagt: „Dort in der Ferne seht ihr den Edelstein blitzen? Oder ist's das Glück, das einem Sonntagskinde winkt?" Da haben die Hofleute hergesehen und auch das Geleucht der Linse erblickt, wie ich später erfahren habe.

Wie ich mich von meinem heillosen Schrecken wieder erholt hatte, hab' ich das Fernrohr wieder angesetzt und nach dem Mädchen gesucht. Und wie lang mir das Rohr auch in den Händen geschwankt hat, endlich hab' ich das holdselige Bild doch wieder zu Gesicht bekommen, gerade vor dem Kirchlein am Waldsaum. Da hat das Mädchen ihre Hand in das Weihwasserbecken an der Kirchenwand gesteckt, hat sich bekreuzt und dann, wie einen feinen Segen, auch einen Spritzer Weihwasser gegen mein Rohr hergesprengt, aus dem ihr der Widerschein der Sonntagssonne entgegenblitzte wie einem Sonntagskinde das helle Glück.

Kann euch sagen, Leut', ich bin die ganze Woche darauf herumgetorkelt wie traumhapet, hat mir kein Essen geschmeckt und kein Schlaf. Denn alleweil hab' ich an das wundersame Mädchenbild denken müssen, das mir das Fernrohr gezeigt hat. Und alleweil hab'

ich heimlich herumgefragt, wie wohl der ferne Vorberg da draußen heißen mag und ob auf der winzigen Waldblöße im Wälderblau etwa ein Hof stehen mag — aber kein Mensch hat mir Bescheid geben können, denn niemand vom Dorf ist je da draußen gewesen auf dieser lichten Höhe. Nur der Waldhirte hat vom Hörensagen gewußt, ja, auf dieser Waldwiese draußen steht wirklich ein Hof, man heißt sie Sonnwald und Sonnhof, und ein Kirchlein ist auch zum Hof gehörig, weil die Leute drei Stunden weit zum Sonntagsamt gehen müssen, und so haben sie im Sommer selber manchmal eine Messe in ihrem Kircherl.

In meiner Einfalt hab ich mir dann eingebildet, es wäre alles nur Trug und Blendwerk, aber wenn ich das Fernrohr wieder dem Hannes aus dem Kasten nahm und durchs Fenster hinsah nach dem Sonnwald und dem Sonnhof, hab' ich mich überzeugen müssen, daß doch alles wunderbare Wirklichkeit ist. Ich sah das feine Mädchen auch im Werkelgewand, bald beim Mähen, bald beim Leinenbleichen, bald beim Hühnerlocken. Und immer gab es mir einen Stich ins Herz, wenn es, das Auge mit der Hand schattend, herübersah zu mir und meinem Fernrohr, ob nicht das Leuchten des Glücks aus meiner Ferne zu ihr hinüberblühen möchte.

Es hat mir keine Ruhe mehr gelassen, und so bin ich denn schon am nächsten Sonntag, bald nach Mitternacht, aufgebrochen nach dem Sonnwalde und dem Sonnhof, um alles, wenn auch mit aller Heimlichkeit, aus nächster Nähe zu sehen, und, wenn möglich, mit dem geliebten Mädchen aus der Fremde zu sprechen, seine Hand zu drücken und ihr zu sagen,

wie es mir ums Herz wäre, seit ich sie so durch das Fernrohr gesehen.

Dieses hatte ich mir vom Hannes für die Fahrt in dieFerne ausgebeten, um, wenn es sich ergeben sollte, dem Mädchen gleich den handgreiflichen Beweis für mein Vorbringen zu liefern. Denn von drüben aus mußte das Fernrohr die Heimat, von der ich aufgebrochen war, zur Fahrt nach dem Sonnhofe, genau so nahe heranziehen wie von uns aus den Vorberg mit seinen Wäldern und Wiesen.

Nach gutding fünf Wegstunden hatte ich den Sonnhof erreicht. Aber ich ging nicht gleich hinein, sondern wandte mich erst zum höher gelegenen Kirchlein, wo ich am Sonntag vorher das helle Mädchen am Weihwasserbecken gesehen hatte, wie es auch ein paar Tröpflein zum Segen gegen mich hin versprengte. Ich setzte mich rastend auf die Stufen vor dem Kirchlein, zog das Fernrohr hervor und sah nach der Heimat hinüber. Ich sah alles Größte und Kleinste so nahe, daß ich es hätte mit Händen greifen mögen. Ich sah den alten Obristen am Fenster der guten Stube stehen, wie er sich zum Kirchgang die Ordensschnalle anlegte, daß sie hellauf in der Sonne blitzte, ich sah unsern Gockel vor dem Hause, wie er mit den Flügeln schlug und den Hals zum Krähen vorstreckte; ich wunderte mich aber sehr, daß ich sein Kikeriki nicht hörte.

Ich hatte keine Zeit mehr zum Verwundern, denn vom Sonnhofe her sah ich das Mädchen schon kommen mit dem Gefolge der Hofleute, aus den Wäldern her kamen Kleinsiedler, Köhler und Pechsammler, in dem Kirchlein probierte einer die Orgel und aus der Sakristei kam ein Büblein mit dem Rauchfaß.

Da trat ich in die Kirche und setzte mich in die hinterste Bank. Bald sah ich das Mädchen, hold und heilig, wie einen Engel hereinkommen und im ersten Stuhle vorn beim Altare knien, daß es mir schier den Atem verschlug. Sie kniete an der Seite ihres Vaters und im Kreise ihrer jüngeren Geschwister. Gott weiß: so andächtig war ich noch bei keinem Sonntagsamt wie damals, und ich habe nur immerfort gebetet, Gott möchte meinem Glückstraum Erfüllung und Gnade verleihen für Zeit und Ewigkeit.

Nach dem Gottesdienst auf dem Platz vor dem Kirchlein legt mir der Sonnhofer von hinten her die Hand auf die Schulter, rüttelt mich freundschaftlich und sagt: „Wo muß man das hinschreiben? Ein Gast auf dem Sonnwald? Ich glaub', seit dem Dreißigjährigen Krieg ist kein Fremder mehr auf unsere Höh' gekommen. Und damals sind's die Schweden gewesen, die uns das letzte Roß, die letzte Kuh, die letzte Henne geraubt haben. Nicht einmal der Franzos hat herauf mögen auf unsere Höh', wie sie im Winterquartier dagewesen sind anno 12. Laß dir ins Gesicht schauen, was du für einer bist? Wenn ich recht rat', ein Schrönghamerischer? Hab' mit deinem Vater in früheren Zeiten oft einen Roßhandel gehabt . . . Geh, du ißt heut' mit uns."

Bin gar nicht zu Wort gekommen, wie alles so um mich herumgestanden ist und bin nicht einmal rot geworden, wie auch das Mädchen vor mir gestanden ist und geschämig genickt hat: „Ja, iß mit uns! Unser Vater erzählt oft von deinem Vater, was er da oft für schöne Roß' eingehandelt hat um billiges Geld . . ."

„Ja, Leut'", sag ich ganz beherzt, „ihr wißt ja gar

nicht, warum ich da bin", und zieh' mein Fernrohr heraus. „Da, schaut durch!" Und sie schauen und schauen und können sich nicht genug wundern, und derweil erzähl' ich ihnen, wie ich vor acht Tagen mit dem Fernrohr den Sonnhof entdeckt hab' und wie ich's heut' umgekehrt sehen möcht', die Heimat halt und die Welt, wie sie von dieser Höhe aus zu schauen ist. Ich erzähle weiter von dem Obristen und meinem Bruder Hannes, und wie er ihm dieses Fernrohr mitgebracht hat aus München. Und das Fernrohr geht von Hand zu Hand, dieweil wir dem Sonnhof zuwandern zum Mittagsmahl, und es ist ein einziges Wundern über diese Erfindung von dem Glaserlehrbuben.

Nach dem Essen sagt das Mädchen: „Gehen wir auf den hohen Stein hinter dem Hause, da mußt du mir deine Heimat zeigen."

So sind wir denn gegangen, und das Herz hat mir wieder mächtig geschlegelt, aber ich hab' mich zusammengenommen und mir gesagt: „Heut' bist du da — wer weiß, wenn du wieder herkommst auf den Sonnhof — sag' dem Dirndl, wie dir ums Herz ist, mag's gefehlt sein oder geraten. Denn eine ungute Gewißheit ist alleweil besser wie eine zuckersüße Unsicherheit, überhaupt in so Herzenssachen.

Wie wir alsdann auf dem Bänklein am hohen Stein gewesen sind und sich ihre jüngeren Geschwister um das Fernrohr gebalgt haben, weil jedes zuerst durchschauen wollte, da hab ich ihr's gesagt, wie ich sie heute vor acht Tagen durchs Fernrohr zur Kirche hab' gehen sehen und wie es mir keine Ruh' mehr gelassen hat die ganze Zeit her.

Und sie hat mir gesagt, daß sie den Glanz des

Glücks um die gleiche Zeit aus meiner Heimat her hat schimmern sehen, und so hat ein Wort das andere gegeben, bis wir endlich stillschwiegen und uns nur verstohlen die Hand drückten.

Und wie denn auch ihre und meine Eltern mit unserm Herzensbunde einverstanden waren, hat das Glück kein Ende mehr genommen und wir haben bald Hochzeit gemacht. Zu der hatte ich auch den alten Obristen eingeladen. Er ist auch wirklich gekommen, weil er ja die ganze Sache angezettelt hatte, wenn auch unbewußt und ungewollt, nämlich durch sein Fernrohr, und er hat beim Hochzeitsmahl einen Trinkspruch getan, wie der Himmel alles so wunderbar füge, daß er einen Krieg schickte, dann eine Verwundung, dann eine Lebensrettung, dann eine Erfindung, dann ein Geschenk, das Fernrohr, und durch das Fernrohr eine holdselige Braut und ein unermeßliches Glück zweier Menschenkinder auf schier wunderbare Weise — da ist kein Auge trocken geblieben.

So ist das Mädchen aus der Fremde meine Lebensgefährtin und eure Ahne geworden und ihr seht wieder einmal, wie wunderbar Gottes Wege oft sind, wenn man das Herz am rechten Fleck hat und ihm in allen Dingen vertraut.

+

Der Wettermacher

In der Öd drinnen, wo die Straße von Kirchdorf nach Klingenbrunn geht, hat einmal ein Wettermacher gelebt. Mein Ähndl gottselig hat die Geschichte oft erzählt und wahr muß sie auch sein, denn eine Lug ist nie von seinen Lippen gekommen. Mit dem Sprüchmachen haben es die Alten überhaupt nicht gehabt; bei denen ist jedes Wort gestanden wie ein Stock.

Was ein Wechselbalg ist, werdet ihr wissen. Ein Wechselbalg ist ein gelegtes Kind und aus einem solchen wird nie etwas Gescheites, wie man auch heute noch sagt, wenn einer ein rechter Taugenichts ist: Der ist wie ausgewechselt. So haben halt auch einmal die Knauerischen in der Öd ein gelegtes Kind vor dem Haus gefunden und weil die Knauerin sowieso im Wochenbett gelegen ist, hat sie halt dieses Kindl auch noch genommen. Aber das haben die Knauerischen nachher schwer büßen müssen. Wer hätt's denn auch schmecken können, daß sie in ihrer christlichen Gutherzigkeit einen Wechselbalg aufziehen?

Wie der Bub ins Aufwachsen gekommen ist, haben sie's erst gesehen, was ihnen der Gugetzer (= Kuckuck, Satan) da für ein Ei ins Nest gelegt hat. Das linke Auge hat er überhaupt nicht aufgebracht, das Maul ist ihm schief gesessen, die Ohrwaschel sind ihm zugespitzt gewesen wie Zaunlatten und den linken Fuß hat er nachgeschleift wie eine Pflugschleppe. Aber dennoch hat er besser gesehen wie ein Luchs und laufen hat er können — was wär' denn ein Wiesel dagegen? Und geschunden hat er wie ein Henkersknecht.

Jedes Vogelnest hat er ausgerottet, die Frösche hat er ans Stadeltor angenagelt, jeden Ameisenhaufen im Wald hat er vernichtet und wie oft ist es vorgekommen, daß die Kornmandel auf den Feldern hellicht gebrannt haben, bis man dahinter gekommen ist: der Wechselbalg hat es getan.

Jetzt hat ihn aber der Knauer doch ausgestaubt.

Aber am gleichen Tag noch ist über den Eschenberg her ein scharfes Wetter gekommen und akkurat dem Knauer sein Traid hat's in Grund und Boden hineingedroschen und die Fenster im Haus hat's ihm alle zerhaut. Grad wie abgezirkelt ist dies Wetter gewesen; über dem Knauer seiner Markscheid hat's nicht ein Halmerl gebogen — und bei ihm ist alles hingewesen.

Jetzt haben sie's gewußt, daß der Wechselbalg auch ein Wettermacher ist.

Nachher hat er sich halt so umeinandergetrieben in der Öd drinnen, gearbeitet hat er gar nichts, bloß gestohlen und gebettelt hat er, aber die Ödhäusler haben ihn gern gefüttert, denn wo sie ihn ausgeteufelt haben, ist in aller Geschwindigkeit ein Wetter dagestanden und hat alles zerfetzt.

Jetzt haben sie den Pfarrer über den Kunden gerichtet, aber dem hat er bloß die lange Nase hingemacht und die Zung' hat er ihm gezeigt: „Du", sagt er, „darfst heimgehen. Mit mir kannst du nichts machen, denn du bist bloß ausgeweiht und ich bin eingeweiht. Päh!"

Im Kirchdorf haben sie eine hochgeweihte Wetterglocke gehabt, aber auch die haben sie die meiste Zeit umsonst geläutet, so geschwind sind die Wetter gekommen.

Um die Zeit geht mein Ähndl einmal über den Eschenberg in die Frauenau hinein zum Poschinger und da erwischt er halt den Wechselbalg auf der Tat, wie er wieder ein Wetter macht. Mein Ähndl steht hinter einem Baum und läßt sich nicht blicken und da sieht er's halt, wie der Kund das anstellt: Mit der großen Zehen von seinem hinkenden Fuß grabt er drei Grüberl in den Boden, legt drei Kornähren darüber und drei Ameisen tut er auch dazu. Nachher schlägt er das Wasser ab und läßt die drei Grüberl vollaufen.

Hui, fliegt über dem Friedl im Wald eine wilde Wolken herauf und saust hinaus über Grünbüchl auf die Posthalterhöh'. An dem Tag hat's dem Posthalter, und grad ihm, das ganze Traid zerdroschen. Und warum? Wie der Posthalter einmal nach Klingenbrunn fährt zum Stanglbräu, sieht er auf der Straßen einen Kunden liegen. Wart', Schnapsbruder, ich geh' dir aus dem Weg, sagt er und zieht ihm mit der Peitsche ein paar herunter, daß der andere mit einem Kreuzschelterer aufspringt und davonsaust. Da sieht's der Posthalter erst, daß er den Wechselbalg erwischt hat — und am nächsten Tag ist's Wetter dagewesen.

Jetzt, weil's auch einen Großen getroffen hat, sind halt die Kirchdorfer ausgereist und in die Passauerstadt hinein zum Bischof und haben bei den um einen wettergerechten Herrn angehalten, der den Wechselbalg und seine Teufeleien bannen kann.

„Na ja", sagt der Bischof, „ihr werdet nicht ganz unschuldig sein an eurer Drangsal, ihr lieben Kirchdorfer. Habt früher eine schöne Wallfahrt gehabt, wie euer Ort noch Marienberg geheißen hat, aber die

ist immer mehr ins Schwinden gekommen, weil euch die Wirtshäuser lieber sind. So muß ich halt schauen, was sich machen läßt. Ja, wenn man nur die wettergerechten Herrn auch so an der Hand hätt' wie ihr eure Maßkrüg'. Aber da ist unter Hunderten höchstens einer."

Sind also die Kirchdorfer hübsch kleinlaut heim von der Passauerstadt, weil halt der Bischof ihr Auf und Nieder gar so genau gekannt hat. Wie aber bald darauf ein neuer Pfarrer kommt, Holmer hat er geheißen, ist's aus und Amen gewesen mit dem Wechselbalg seiner Wettermacherei.

Nichts mehr hat er machen können und verduftet ist er aus der Öd hinten. Jetzt haben es die Leut' gewußt, daß der Pfarrer Holmer ein wettergerechter Herr war, und da sind halt die Kirchdorfer wieder hinein in die Passauerstadt und haben sich fleißig beim Bischof bedankt.

Die längste Zeit hat man nichts mehr gehört und gesehen von dem Wechselbalg, bis einmal eine böhmische Bandlweberin in die Ödhäuser kommt und den Leuten erzählt, daß sie den Kunden maustot in einem entsgroßen Ameisenhaufen gefunden hat. Ist schon ganz abgefieselt gewesen bis auf die spitzigen Ohrwaschel und an denen hat sie den Teufelskerl erkannt.

So ist ihm der Pfarrer Holmer halt doch Herr geworden. Kann ja nicht einmal der Teufel etwas spielen, wenn ein Heiliger hinter ihm her ist. Es steht halt einmal nichts auf über einen wettergerechten Herrn! Aber dünn sind sie gebaut, ganz dünn . . .

+

Der Totenkopf

„Herein!"

„Grüß Gott, Herr Pfarrer!"

„Grüß Gott, Buchbäuerin. Was verschafft mir die Ehre? Nehmen Sie doch Platz, bitte!"

„Mein Gott, Hochwürden, so ein Unglück! Wissen Sie denn noch nichts?"

Die Buchbäuerin läßt sich umständlich auf dem angebotenen Stuhl nieder und wischt sich die vorquellenden Zähren aus den Augen.

„Ein Todesfall?" mutmaßt der Seelsorger und forscht in den Zügen der jungen Bäuerin.

„Und was für einer! Mein Mann, mein armer Mann!" jammert das Weib. „Wissen S', Hochwürden, gestern abend, wie ich ihn zur Nachtsuppe rufen will, krieg' ich keine Antwort. Ich schick' also das Knechtl hinauf in sein Stübl, er soll ihn aufwecken zur Nachtsuppen. Hat mich ohnedies schier schon gewundert, daß er sein Sonntagsnachmittagsschläferl diesmal so lang ausdehnt. Also gut, das Knechtl kommt herunter vom Stübel, ist käsweiß im Gesicht und sagt: „Bäuerin, der Bauer braucht keine Nachtsuppen mehr. Der schläft so fest, daß er nimmer aufsteht . . ." Ich bin gleich so erschrocken, daß mir die Suppenschüssel aus der Hand fällt. Wissen S' Hochwürden, wenn eins keinen Gedanken hat, wenn man an gar nichts denkt . . ."

„Ja, unverhofft kommt oft . . ."

„Ich stürm' natürlich gleich über die Stiegen hinauf in sein Stübl und schrei' in einem Trumm: „Mann, mein lieber Mann, steh' auf! O, unsere liebe Frau und alle heiligen Nothelfer, tut mir meinen

Mann erwecken!" Ich rüttle und reiße an ihm herum, aber es hilft nichts mehr. Ein Totes kann man nimmer erwecken . . ."

„Trösten Sie sich, Buchbäuerin. Ihr Mann ist gut gestorben. Er war noch gestern bei den heiligen Sakramenten. Ich glaube nicht, daß ihm in der Ewigkeit etwas fehlen wird. Es ist nur ein Glück, daß noch keine Kinder da sind, die ihren Vater verloren haben. Auch das soll Ihnen ein Trost sein . . ."

„Da haben Sie schon recht, Hochwürden. Aber das Leid ist samt dem schier nicht zu ertragen. Wissen S', wenn man kaum ein Jahr beisammen war — und so glücklich, wie wir gelebt haben, wir zwei . . ."

Indes sich die Buchbäuerin von neuem über die Augen fährt, um ihren Tränenstrom zu trocknen, forscht der Geistliche weiter, da ihm das ganze Gehaben der jungen Witwe etwas gekünstelt vorkommt. „Was war denn die Todesursache? Hat sie der Arzt schon festgestellt?"

„Ja natürlich, wir haben ja gleich um den Doktor geschickt, weil ich alleweil noch geglaubt hab', es könnt' noch etwas helfen. Aber nichts mehr hat es genutzt. Um und um hat er ihn untersucht, Wiederbelebungsversuche hat er angestellt, aber der arme Mensch ist schon ganz steif gewesen .. Ein Gehirnschlag, sagt der Doktor, hat seinem Leben ein Ziel gesetzt .."

„So, ein Gehirnschlag . . ."

„Ja", hastet die Bäuerin aufgeregt weiter, „ein Gehirnschlag. Wissen S' Hochwürden, und da gibt's Leut', die sind so höllenschlecht und behaupten, ich hätt' meinen Mann aus der Welt geschafft . . . Wenigstens hab' ich schon etwas munkeln hören, als wenn ich meinem Mann ein Gift in den Kaffee getan

hätt' ... Maustot darf ich vom Stuhl fallen, Hochwürden, wenn ich ihm ein Gift ..."

„Regen Sie sich nicht unnötig auf, Buchbäuerin, und lassen Sie die Leute reden. Die Welt ist schlecht, viel schlechter als man gewöhnlich denkt. Das weiß niemand besser als wir Geistliche."

Wieder ruhen die Augen des Priesters forschend auf dem erregten Antlitz der Buchbäuerin.

„Wenn Ihr Mann", fährt der Geistliche fort, „eines gewaltsamen Todes gestorben wäre, so hätte das der Arzt sofort feststellen können. Und übrigens, es ist nichts so fein gesponnen, es kommt dennoch an die Sonnen."

„Das sag' ich auch, Hochwürden", hastet die Buchbäuerin mit abgewandtem Gesicht heraus. „O mein Mann, mein armer Mann! Jetzt kann ich nichts mehr für ihn tun, als ihm eine schöne Leich' anschaffen und eine Grabrede, eine recht schöne, bitt' schön Hochwürden! Ich zahl' schon gut, und jetzt muß ich gehen, weil ich die Totentruhe noch bestellen muß und den Leichentrunk ... O Gott, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht ... Behüt Gott, Hochwürden Herr Pfarrer!"

„Behüt Gott, Buchbäuerin. Und trösten Sie sich nur!"

+

Und die Buchbäuerin, die junge Witwe mit dem schönen, schuldenfreien Einödhof, tröstet sich gar bald.

Ihr Mann liegt noch keine acht Tage im Grab, da schreibt sie einen Brief in ihrer Kammer, hinter versperrten Türen:

Einziggeliebter meiner Jugend!

O du allerliebster Joseph, ich muß Dir eine Trauerbotschaft tun, was aber für Dich eine Freudenbotschaft sein wird. Wenn Du es noch nicht gehört hast, so will ich es Dir brieflich mitteilen, daß meinen Mann heute vor acht Tagen der Schlag getroffen hat. Es war eine wunderschöne Leiche, besonders die Grabrede, und ich bin totfroh, daß alles überstanden ist. Ich bin nun wieder frei und ledig und kann jetzt die Deine werden, wenn Du noch Lust hast, wie ich hoffe. O liebster Joseph, komm' in die Arme Deiner Jugendgeliebten und laß uns glücklich werden, wie wir damals nicht durften, weil meinem Vater ein Knecht zu gering war. Jetzt aber hat es das Schicksal gefügt, daß wir doch noch zusammenkommen, denn jetzt hat mir kein Mensch mehr etwas dreinzureden, und Du bist der Meine und ich die Deine wie damals, als Du noch Knecht bei uns warst. So tu' ich Dir zu wissen, daß ich heut' über acht Tage nach Mürzenberg fahre, wo ich Dich um drei Uhr beim obern Wirt erwarte, wo uns niemand kennt. Da können wir dann das Weitere abmachen. Am liebsten verkaufe ich den Hof, denn hier freut mich nichts mehr, aber das Nähere darüber mündlich. Ich kann den Augenblick des Wiedersehens kaum erwarten, aber die acht Tage werden auch noch vergehen, und dann, o Joseph! Ewig Deine Anna.

⁘

Die acht Tage vergehen, und beim oberen Wirt in Mürzenberg sitzt ein baumlanger Knecht mutterseelenallein im Nebenzimmer und wartet.

Wie der Zeiger der Kastenuhr auf drei rückt, geht die Stubentüre auf und die Buchbäuerin steht da — in aller Pracht und Herrlichkeit wie selbiges Mal als Dirndl, als sie sich nicht haben durften.

Der baumlange Lackel führt sie stummen Glückes voll an seinen Tisch, wo sie sich drücken und pressen wie damals, als sie noch nicht durften. Und jetzt dürfen sie. Denn, was kümmert sich brennheiße Lieb' um eine Trauerzeit, wo die ganze Trauer ohnedies nur Heuchelei ist und so hart ankommt wie Weihnachtsschnee um Sonnwenden?

„Also hast mein Brieferl gekriegt?" fragt die junge Wittib endlich.

„Das siehst, sonst wär' ich nicht da", bescheidet der glückstrahlende Joseph.

„Und wie hast es im Sinn mit der Lieb'? . . ."

„Tschapperl, siehst es denn nicht, daß ich hellauf brenn'? So ein Glück! Ich kann's schier nicht glauben!"

„Nachher ist's schon recht, Joseph. Mein Gott, wie hab' ich mich auf diese Stunde gefreut, die ganze Zeit her bist du mein einziger Gedanke gewesen, Tag und Nacht, und alleweil du und nichts wie du, auch wie mein Mann noch gelebt hat, den sie mir damals aufgenötigt haben."

„Und der Schlag hat ihn getroffen?"

„Ja, Gehirnschlag . . . das heißt, ist niemand um die Wege? Die Wände haben Ohren, heißt's im Sprichwort . . . Gehen wir etwa ins Holz hinaus? Da hört und sieht uns niemand . . ."

„So, hast du denn ein Geheimnis?"

„Ja und nein. Du wirst es schon hören. Denn dir muß ich's sagen, damit du siehst, wie gern ich dich hab . . ."

Sie gehen getrennt in den Mürzenberger Wald hinaus, der hart an das Dorf heranreicht. Wenn etwa doch ein Bekanntes um die Wege wäre . . . Denn man weiß oft nicht, wie der Zufall gerade spielt . . .

Im Walde draußen treffen sich die zwei wieder.

„So, jetzt sag' mir dein Geheimnis . . . Hast ihn etwa vergiftet?"

„Ach wo! So dumm werd' ich sein . . . Das käm' ja auf und nachher säß ich erst recht in der Patschen . . ."

„Oder hast ihn erdrosselt?"

„Narrerl, als ob man die Fingerspitzen nicht merkte . . ."

„Was hast denn getan?"

Der Joseph läßt sich auf einen Baumstumpf nieder und schlägt die Hände vors Gesicht.

„Dalketer Bub, lus auf . . . Ist wirklich niemand um die Wege? Nein, es ist mäuschenstill. Also paß auf: Es ist schon richtig, daß ihn der Gehirnschlag getroffen hat. Aber — ein bißchen hab' ich nachgeholfen. Weißt, ich hab' ja alleweil nur an dich gedacht, wie ich's getan hab'. Und das hat mir die Kraft gegeben . . . Ein ganzes Jahr hab' ich spekuliert: Wie mach' ich's nur, wie stell' ich's nur an, daß ich ihn los werd', den unleidigen Menschen, und daß nichts aufkommt. Und endlich hab' ich's gefunden . . . Weißt, ein Nagel, den man einem mit einem einzigen Hammerhieb im Schlaf ins Gehirn schlägt, dort, wo die Haar am dichtesten sind, daß kein Mensch die Stelle findet . . ."

„Nanndl, das hast du getan, du — eine Mörderin?" stößt der baumlange Kerl heraus.

„Mörderin nennst du mich, so? Wo ich's nur dir zulieb getan hab'? Gelt, damals, wie sie mich an den ungeliebten Kunden verkauft haben, wie sie mein Herz umgebracht haben, da hat kein Mensch etwas gesagt von einem Mord ... Geh', Joseph, was hast denn? Schau, er hat ja gar nicht leiden brauchen. Es hat ihm nicht weher getan wie ein wirklicher Gehirnschlag. Nicht einen Schnaufer hat er mehr getan, so schnell ist's gegangen. Und aufkommen tut auch nichts, weil kein Mensch eine Ahnung hat. Und wenn was aufkäm' — kann er sich den Nagel nicht selber ins Gehirn gestoßen haben ...?"

„Nanndl, Nanndl, aus ist's!"

„Geh', Joseph, sei doch gescheit!"

„Ich bitt' dich, rühr' mich nicht an. Einen Menschen umbringen ...! Wer das kann, der bringt auch einen andern um. Daß du so grundschlecht sein kannst, Nanndl, das, das — ist noch mein Tod."

„Joseph!"

„Sei still und laß mich gehen. Ich will nichts mehr wissen von dir. Behüt' dich Gott und sehen tust mich nimmer. Ich geh' aus der Gegend fort, denn mir graust vor dir und deiner Schlechtigkeit."

„Joseph!"

„Ich hab's schon gesagt."

„Verrat' wenigstens nicht, was ich aus Lieb' zu dir getan hab'. Und verzeih' mir's!"

„Verraten tu' ich dich nicht, denn die Sonn' bringt's sowieso noch an den Tag — verlaß' dich drauf — und verzeihen muß dir's! ein anderer — der da oben — wenn du diese Sünd' einmal abgebüßt hast. Behüt' dich Gott und laß' mir jetzt meine Ruh', du bist für mich gestorben. Amen."

Mit langen Sätzen hastet der Großknecht die Hänge hinan in die Wildnis, wohin ihm die Wittib nicht folgen kann.

Wie eine Halbtote schleppt sich diese zum Bahnhof und fährt heimzu, das Herz voll unsagbarem Weh über die vereitelte Hoffnung auf ihren Jugendgeliebten.

+

Zwanzig Jahre sind seitdem verstrichen.

Die Buchbäuerin haust auf ihrem Hofe als Wittib. Obwohl sie nach Umlauf der Trauerzeit genug Anträge bekommen hätte, hat sie doch keinen Mann mehr genommen, der — den Hof geheiratet hätte.

Ihr Joseph, auf den sie immer noch heimlich hoffte, war und blieb seit der letzten Begegnung in Mürzenberg verschollen. Er hat sich weit fort in die Welt gemacht — aus Grauen vor der Meintat, die ein Weib um seinetwillen begangen.

Die Gerüchte, daß die Buchbäuerin ihrem Mann ein Leid angetan hätte, sind allgemein verstummt. Da sie keinen anderen Mann mehr nahm, galt den Leuten als Gewißheit, daß sie mit ihrem Verdacht auf falscher Fährte waren.

Und wenn schon — dann bringt's die Sonne gewiß noch an den Tag.

Man weiß Fälle genug, daß Meintaten oft erst nach zehn, zwanzig und dreißig Jahren ans Licht kamen und ihre Sühne fanden.

Die Waldleute glauben an eine Weltgerechtigkeit und halten dafür, daß keiner dem rächenden Richter entgeht.

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit — und eine kurze, wie man's nimmt. Besonders in einem Friedhof, wo man, kaum bestattet, schon wieder aus dem Grabe heraus muß und in die Beinkammer kommt, weil andere den Platz in der kühlen Erde brauchen.

„Zwanzig Jahre", flüstert der Pfarrer mit sich, der eben über den Kirchhof geht. „Wie schnell vergeht doch die Zeit! Da haben wir damals den so früh verstorbenen Buchbauern zur Ruhe bestattet, und jetzt dörren seine Gebeine schon im Sonnenbrand, weil ein anderer in sein Grab hinein muß."

Mit solchen Gedanken bleibt der Pfarrer stehen und segnet still über die sonngebleichten Gebeine des Buchbauern hin, der damals ein so jähes und merkwürdiges Ende genommen. Lebhaft erinnert er sich an das sonderbare Gehaben seiner Ehegesponsin, als sie ihm die näheren Umstände beim Ableben des heute schon wieder ausgegrabenen mitteilte: Wie sie die Augen fortwährend mit dem Taschentuch zudeckte und mit abgewandtem Gesicht ihre Reden herabhaspelte, als hätte sie dieselben schon lange vorbereitet und auswendig gelernt.

Es kommt ihm auch das Leutgerede wieder in den Sinn, das die längste Zeit behauptete, der Buchbauer wäre keines natürlichen Todes gestorben.

Wer weiß Gewisses?

Niemand als die Buchbäuerin selber, aber die wird sich hüten, ihr Geheimnis preiszugeben, und der Tote. Aber die Toten schweigen.

Oder nicht?

Schon hat der Pfarrer den Fuß zum Weitergehen erhoben, da gewahrt er, wie der Totenkopf des Buchbauern auf dem Erdhügel hin und herwackelt. Dann

klappt der Kiefer auf und nieder, als möchte der Tote etwas sagen.

Gebannt bleibt der Pfarrer stehen.

Ist es eine Täuschung oder ist es Wahrheit? Will der Totenkopf wirklich etwas verlautbaren?

Dem Geistlichen rinnt heimliches Grauen über den Rücken.

Da bewegt sich der Totenkopf wieder. Er schwenkt nach den Seiten aus, als bekäme er von unsichtbaren Händen Stöße. Die Kiefer klappen wieder auf und zu. So währt das Schauspiel geraume Weile, bis sich der Pfarrer endlich entschließt, den Totenkopf aufzuheben und dem grauenhaften Spuk ein Ende zu bereiten.

Kaum hat der Geistliche den Kopf in Händen, da hüpft eine Maus aus einer Augenhöhle, die sich nach der Ausgrabung im Kopfe eingenistet und die Bewegungen desselben verursacht hatte. Sie muß den Geistlichen bei seiner Beobachtung des Totenkopfes bemerkt und auf der Suche nach einem Ausweg in der Hirnkammer hin- und hergelaufen sein, wodurch sich die vorigen Bewegungen des Totenkopfes erklären.

„Es geht also doch mit rechten Dingen zu", lächelt der Pfarrer, ist aber sofort wieder entsetzt. Denn er bemerkt im Totenkopf einen langen, verrosteten Nagel, der dem Mäuslein den Ausweg nach hinten versperrt hatte, so daß es durch die Augenhöhle entweichen mußte.

Wie entgeistert starrt der Pfarrer auf den Nagel in der Hirnschale des ausgegrabenen Buchbauern, und plötzlich ist ihm die wahre Todesursache des Verewigten und das Leutgemunkel darüber klar: Volkes

Stimme, Gottes Stimme . . . Und — die Sonne bringt es an den Tag . . . Jetzt nach zwanzig Jahren . . .

Behutsam birgt der Priester den Totenkopf mit dem Nagel im Hinterhaupt in seinem Talar, da schreckt ihn der schrille Schrei eines Weibes hinter einem Grabkreuz hervor.

Die Buchbäuerin.

„Hochwürden . . . Nicht . . . Bitt' tausendmal, lassen S' dem Toten seine Ruhe! Geben Sie den Kopf mir — ich heb' ihn gut auf . . . Und — ich möchte beichten, Hochwürden, jetzt gleich auf der Stell', wenn S' so gut wären, Hochwürden . . ."

Voll Mitleid und Erbarmen blickt der Priester, im Innersten erschüttert, auf das Häuflein Elend zu seinen Füßen.

„Kommen Sie mit mir in die Sykristei, Buchbäuerin. Da ist es still. Da stört uns niemand . . . Hier könnten uns die Leute sehen . . ."

„Werden Sie mich dem Gericht übergeben, Hochwürden?" jammert die Buchbäuerin in der Sakristei. „Gelten S' nicht? Schauen S', ich hab' mir's gebüßt genug die zwanzig Jahre her. Alleweil hab ich den Totenkopf vor mir gesehen mit dem rostigen Nagel drinnen. Tag und Nacht hat er mich verfolgt. Im Traum ist er mir erschienen und hat mich angegrinst, daß ich die wenigsten Nächt' hab' ein Aug' zutun können. O Gott, mein Gewissen hat mich gestraft genug die lange Zeit her. Was ich in der Leidenschaft verbrochen hab', ist im Herzen tausendmal besser gebüßt, als wenn ich hundert Jahre im Zuchthaus gesessen wär'. Hochwürden, noch einmal bitt' ich mit aufgereckten Händen, ersparen Sie mir

die Schande vor den Leuten, jetzt in meinen alten Tagen, und zeigen Sie mich beim Gericht nicht an."

„Nein", sagt der Geistliche ergriffen, „anzeigen werde ich Sie nicht. Sie sind gestraft genug und Ihre Reue ist aufrichtig. Und den Totenkopf werde ich wieder der geweihten Erde übergeben, an einer Stelle, wo er für immer geborgen ruht. Seien Sie unbesorgt, Buchbäuerin, aber jetzt sehen Sie selber, wie die Sonne alles an den Tag bringt. Eine — Maus hat Sie verraten, Buchbäuerin. Eine Maus, die sich im Schädel verkrochen hatte, und wegen des Nagels den Ausweg nach hinten nicht mehr finden konnte, so daß sie durch eine Augenhöhle entweichen mußte!"

„O Gott, du bist gerecht! Aber auch langmütig und barmherzig . . Ich dank' Ihnen tausendmal, Hochwürden. Und jetzt bitt' ich um die Beicht, damit ich den Stein endlich vom Herzen bringe, der mir das Leben verleidet hat all' die Zeit her. Und sie werden sehen, Hochwürden, daß ich bloß in der Leidenschaft und um mein Lebensglück, um das ich betrogen worden bin, eine — Mörderin geworden bin."

„Es ist recht, Buchbäuerin. Beichten Sie mir jetzt. Dann wird alles wieder gut werden — in Gottes Namen."

„Ich armer, sündiger Mensch, klage mich an vor Gott dem Allmächtigen . . ."

+

Vetter Heinrich

Er war ein Bruder meines Vaters und hatte bald nach dem Feldzug 1870/71, den er beim elften bayrischen Infanterie-Regiment „Von der Tann" mitgemacht hatte, auf einen nur wenige Stunden von der Heimat entfernten Hof geheiratet. Ich erinnere mich noch gern des großen, guten und überaus männlichen Mannes, der allezeit ein freundliches Wesen hatte und deshalb bei allen Leuten wohlgelitten war. Im alten Vaterhause daheim hingen noch allerlei Zeichnungen, die er in seinen jungen Jahren mit großem Geschick angefertigt hatte. Auch ein Altärchen war noch vorhanden, das er als Knabe dem Hochaltar in der heimatlichen Pfarrkirche nachgebildet hatte und das von jeher meine besondere Bewunderung erregte, und zwar aus einem mitfühlenden Empfinden heraus, denn auch in mir wußte ich ähnliche Anlagen, die mich schon früh zu künstlerischer Betätigung trieben. Vetter Heinrich wäre gewiß ein namhafter Künstler geworden, wenn seine Begabung in die richtigen Bahnen gelenkt worden wäre. Aber wer kümmerte sich damals auf dem Lande um künstlerische Anlagen und Neigungen? Das war ein Spiel zur Feierweile. Der Alltag forderte den Mann in die Fron des täglichen Broterwerbes im angestammten Bauerntum.

Nachdem Vetter Heinrich ausgeheiratet hatte, kam er nur zuweilen zu uns auf Besuch, namentlich an Festtagen, wo sich die Blutsfreunde im Heimatdorf zusammenfanden. Bei solchen Gelegenheiten erfuhr ich dann, daß sich der Vetter von kleinen Anfängen an glücklich in die Höhe arbeitete, so zwar,

daß ihn seine Gemeinde zum Oberhaupt erkor, nachdem er für diese einen langwierigen und hartnäckigen Streitfall mit dem Staate um einen großen Waldbesitz gewonnen hatte.

In der Folgezeit kam dann Vetter Heinrich häufiger zu uns, nicht bloß an hohen Festtagen, sondern auch an gewöhnlichen Werktagen, und zwar meistens gegen Abend hin. Am Morgen war er dann wieder verschwunden. Die Heimlichkeit und das absonderliche Wesen, mit dem er seine Besuche vor uns Kindern zu verbergen suchte, fiel mir bald auf und es reizte mich, der Sache auf den Grund zu kommen. An den Abenden, an denen wir Kinder immer besonders früh ins Bett mußten, wußte ich schon: Aha — heute ist der Vetter Heinrich wieder da und wir dürfen nicht hören, was er den Eltern zu erzählen hat. Da hielt er sich wohl im Stall oder in der Scheune versteckt und wartete, bis wir verschwunden waren. Dann erst begab er sich mit den Eltern in die Stube und berichtete ihnen seine Neuigkeiten.

Ich lag derweilen klopfenden Herzens im Bett über der Stube. Und je länger die heimlich geführte Unterhaltung in der Stube dauerte, desto mehr wuchs meine Neugier, so daß ich das nächste Mal, als Vetter Heinrich wieder kam, einen im Boden angebrachten Deckel abhob und mich, statt ins Bett, mit dem Ohr auf die kleine Öffnung legte. So verstand ich jedes laut oder leise gesprochene Wort in der Stube. Ich sah auch die besorgten Mienen der Eltern, wenn Vetter Heinrich beim matten Schein des Repsöllämpchens auf dem breiten Schragen saß und seine Schauermären flüsterte.

„Michel, bei Gott, heute nacht ist mir der Geist

wieder erschienen. Was soll ich tun? Ich halt es nicht mehr lange aus in diesem Gespensterhause."

„Vielleicht träumt dir bloß so, Heinrich. Wo sollen denn in deinem Hause Gespenster herkommen?" höre ich die besorgte Stimme des Vaters.

„Was ich mit eigenen Augen sehe und mit eigenen Ohren höre, kann kein Blendwerk sein, viel weniger ein Traum. Hab's jetzt doch schon dutzende Male gehört und gesehen. Immer um Mitternacht steht der graue Schatten in meiner Schlafkammer, geht rund um mich herum, schlurft und klopft. Und nachher wieder sehe ich die Zunge über meinem Bett, und sie spricht: „Grabe, Heinrich, grabe! In deinem Hause sind unermeßliche Schätze! Grabe und sie sind dein! — Also spricht die Zunge jedesmal."

„Ich tät halt doch einmal einen hochgeweihten Geistlichen fragen", rät die Mutter. „Es kann ja auch ein Trugspiel der höllischen Mächte sein, die dich ins Verderben ziehen wollen."

„Hab's schon einem Pater anvertraut, neulich bei der Mission", fährt Vetter Heinrich fort. „Aber der sagt, ich soll abwarten. Was einen Anfang nimmt, hört auch wieder auf. Der Geisterspuk in meinem Hause wird von selbst wieder verschwinden. Aber ich glaube nicht recht. Es dauert mir schon zu lang. Und es hat gar keinen Anschein, als ob es einmal ein End' nehmen wollt'. Es wird ja alleweil ärger . . . Und dann könnte es leicht sein, daß in dem Hause tatsächlich große Schätze verborgen sind. Wie die Alten sagen, haben auf dem Hofe einmal vor unvordenklichen Zeiten Händler gewohnt, die auf dem goldenen Steig ihre Waren von Bayern nach Böhmen hin und wiederführten. Diese Handelsleute

sollen sehr reich gewesen sein und auch einen großen Geldwechsel getrieben haben. So möcht' ich's schier glauben, daß die großen Schätze da sind, von denen mir die Junge erzählt."

„Mußt halt abwarten, wie sich die Sach' weiter entwickelt", rät der Vater.

„In Gottes Namen", sorgt sich die Mutter. „Einmal wird doch ein End' hergehen und du wirst von der Geisterplage erlöst sein. Recht lang darf es aber nicht mehr dauern, sonst fällst du ganz von der Gesundheit ..."

So bin ich Mitwisser des Schauerlichen geworden, das Vetter Heinrich schier allnächtlich in der Schlafkammer seines Hauses erlebte. Denn nicht einmal, dutzende Male habe ich seine immergleichen Berichte von den Erscheinungen gehört, die ihn zum Schatzgraben drängten.

Wenn er dann wieder fort war, pflegte Vater zu sagen: „Ob's nicht doch lauter krankhafte Einbildung ist! Im siebziger Feldzug hat er den Typhus gehabt, und da ist ihm wohl etwas haften geblieben!"

Und dann ist doch ein Ereignis eingetreten, das dem Vetter Heinrich ärger zugesetzt hat als der Typhus im Siebziger Feldzug und der Geisterspuk in seinem uralt baufälligen Hause.

Dieses ließ er nämlich im folgenden Frühjahr niederreißen, um einen Neubau an seine Stelle zu setzen.

Den ersten Tag, an dem die Maurer und Zimmerleute Hand an das alte Gerümpel legten, hatte Vetter Heinrich als Gemeindeoberhaupt gerade Amtstag am Sitze des Bezirksamtes und kam erst spät abends nach Hause. Als er aber heimkam, liefen

ihm die Dorfkinder schon entgegen und zeigten ihm viereckige Golddukaten, Perlen und Edelsteine, die sie im Bauschutt aufgelesen hatten. Und die Dorfbewohner berichteten ihm: Die Maurer und Zimmerleute haben ganze Hafen voll solchen Geldes, ganze Beutel voll Juwelen, die in den Hauswänden vermauert waren, beiseite geschafft und mitheimgenommen.

Also hatte die Junge wahrgesprochen, also war der Geisterspuk kein Hirngespinst gewesen.

Nur waren die Schätze in die unrechten Hände geraten und Vetter Heinrich hatte das Nachsehen. Ihm blieb nichts als ein glasiger Edelstein, der so hart war, daß ihn der Schmied mit dem schwersten Hammer nicht zerschlagen konnte.

Die Maurer und Zimmerleute, die die Beute in unlauterer Weise an sich brachten, sind von da ab Herrenleute gewesen, die sich vornehme Häuser bauten und dem Vetter Heinrich das Nachsehen ließen. Denn beweisen konnte er ihnen nichts, obwohl es die Dorfkinder gesehen hatten, wie sie die Häfen mit dem Goldgeld und die Beutel mit den Perlen und Edelsteinen an sich nahmen und das Weite suchten.

Sie haben noch einen Dritten reich gemacht, nämlich den Goldschmied, der ihnen den Hauptteil der Beute um geringes Geld abkaufte. Vetter Heinrich ist von der Stund' an schwermütig und tiefsinnig geworden, weil er dem Geist und der Junge nicht geglaubt hat, die ihm die Schätze in seinem Hause so deutlich und eindringlich angezeigt hatten, bis es zu spät war.

+

Kleinigkeiten

Wir unterhielten uns über den Zufall, der oft so seltsam spielt, daß man versucht ist, an das Eingreifen überweltlicher Mächte zu glauben.

Jeder von unserer Tafelrunde wußte ein eigenes Erlebnis, darin sich der Zufall wie als höhere Fügung erwies, beizusteuern.

Zuletzt nahm auch der alte Oberst, der bis jetzt schweigend dagesessen hatte, das Wort: „Meine Herren, was Sie da Zufall nennen, ist tatsächlich eine Fügung wie aus der Überwelt. Unsere Väter, die das Wort vor Zeiten geprägt haben, waren sich seiner Bedeutung noch voll bewußt. Was ist denn Zufall? Etwas, das uns zufällt — wie ein Geschenk, eine Gnade. Und was ist Fügung? Eben das, was sich fügt, wenn sich im Kreis des Geschehens die Fugen zusammenschließen zu zweckvoller Wirkung, so widersinnig das Geschehen für den ersten Augenblick auch erscheinen mag.

Gerade in den Kleindingen des Tages zeigt sich der Zufall oft in geradezu verblüffender Weise. Gerade die Kleinigkeiten wählt sich das höhere Walten mit Vorliebe zu den „Zufällen" und „Fügungen" aus, die uns so in Erstaunen setzen.

Nicht wahr, meine Herren, eine Kompaßnadel oder ein Sekundenzeiger sind gewiß Kleinigkeiten, die man nicht beachtet, außer man benötigt sie gerade.

Ich muß vorausschicken, daß ich stets bei offenem Fenster schlafe. Ferner habe ich die Gewohnheit, Uhr und Kompaß beim Schlafengehen stets auf das Nachtkästchen zu legen. Der Kompaß ist, wie Sie hier sehen, an der Uhrkette festgemacht. Natürlich

darf auf dem Nachtkästchen eines alten Offiziers, den man zudem auch noch für reich hält, die Pistole nicht fehlen.

Uhr, Kompaß und Pistole lagen regelmäßig und jederzeit greifbar vor mir. Ich ergötzte mich oft an dem Stilleben, wenn der Sekundenzeiger seine eilige Runde machte, tickend und tackend, und wenn die Kompaßnadel nervös hin und herschwankte, bis sie den Ausgleich zwischen dem ablenkenden Pistolenmetall und der Polarkraft gefunden hatte und ruhig nach Norden wies.

Meine Herren, ich bin weder furchtsam noch abergläubisch, aber in einer Nacht einmal ist mir folgendes passiert: Ich erwache urplötzlich ganz gegen meine Gewohnheit, und in der Stille höre ich die Taschenuhr, vom rasenden Gang des Sekundenzeigers, pochen und schlagen wie ein angstbeklommenes Menschenherz. Ja, wie ein Herz, meine Herren . . . Mechanisch richte ich mich im Bett auf, schalte das Licht ein und beuge mich über das Stilleben auf dem Nachtkästchen: Uhr, Kompaß und Pistole.

Da sehe ich zu meinem maßlosen Erstaunen, daß die Kompaßnadel stark nach der Fensterseite ausschlägt. Normalerweise hätte sie vollkommen ruhig nach Norden zeigen sollen.

Mein nächster Blick gilt natürlich dem Fenster.

Da sehe ich, wie sich die eisenbeschlagenen Spitzen einer Leiter am Fensterrand hochschieben. Im nächsten Augenblick blitzt natürlich schon ein Schuß aus meiner Pistole in die Finsternis. Im Schein des Feuers sehe ich das entsetzte Gesicht eines struppigen Kerls, der sich eben anschickt, an der Leiter empor-

zuklettern. Natürlich ist ihm durch mein Dazwischenkommen sein Vorhaben gründlich verleidet worden.

Und nun meine Herren, erklären Sie mir, bitte:

Erstens, warum werde ich im kritischen Momente, ganz gegen meine Gewohnheit, wach?

Zweitens, warum höre ich das Rasen des Sekundenzeigers und das Ticken der Uhr so übermächtig, daß ich sofort an ein in Todesangst pochendes Menschenherz denken muß?

Drittens, warum fällt mein Blick gerade auf die Kompaßnadel, deren ungewöhnlicher Ausschlag mich auf die nahe Gefahr aufmerksam macht und mir zum Retter wird?

Zufall?

Guten Abend, meine Herren!"

Schreibende Hand

Das war im Juni 1915, im zweiten Weltkriegsjahr. Wir sprachen im Kameradenkreise über die voraussichtliche Dauer des Völkermordens und den endlichen Sieg der deutschen Waffen, der keinem von uns zweifelhaft schien. Wir rechneten höchstens noch mit einem Kriegsjahr; dann mußte der Endsieg unser sein.

Da hatte ich in der darauffolgenden Nacht einen höchst sonderbaren Traum. Oder war es ein Hellgesicht? Denn ich weiß nicht mehr, ob ich wach oder schlafend lag, als ich eine Stimme wie aus weiter Ferne vernahm:

„Wach' auf und höre!"

Emporgerissen starrte ich um mich und sah, wie sich der enge Schlafraum zu einer weiten Halle wölb-

te, ähnlich einem Tempel. Und in einer lichterhellten Ecke sah ich eine große, schwarze Tafel.

Ah, dachte ich kurz, das ist ja die nämliche Tafel wie daheim in der Dorfschule. Soll ich noch einmal als ABC-Schütze anfangen?

Da steht schon eine seltsame ehrfurchtgebietende Gestalt vor der Tafel, neigt sich lächelnd gegen mich, nimmt die Kreide und schreibt:

Erste Zeile: Eine Reihe von Runenzeichen, Kreisen und Sternen, deren Bedeutung mir plötzlich klar ist als deutsches Schicksal in der Vergangenheit.

Zweite Zeile: 2. August 1914.

Dritte Zeile: 8. November 1918. Schluß!!!

Vierte Zeile: Wieder eine Reihe von Runen und Geheimzeichen, die mir in die Zukunft zu weisen scheinen.

Der ehrwürdige Priesterkreis legt die Kreide hin, neigt sich wieder lächelnd gegen mich und geht, mich mit dem furchtbaren Wissen allein lassend, daß der Weltkrieg noch weitere drei Jahre währen würde.

„Achter November 1918. Schluß!!!"

Das war so deutlich und eindringlich, daß ein Zweifel an der künftigen Erfüllung des Traumgesichtes in mir nicht aufkam.

Erschüttert berichtete ich am nächsten Morgen mein Erlebnis den Freunden. Keiner konnte es für möglich halten, daß das Kriegswüten noch solange dauern würde. Nur mein Vertrautester, der Adjutant, schrieb sich den Traum und seine näheren Umstände in sein Kriegstagebuch.

+

Im Drange der Kriegsarbeit verlor ich den Traum allmählich aus dem Gedächtnis und die Freunde,

denen ich ihn anvertraut hatte, aus den Augen. Die einen fanden den Heldentod, die anderen wurden zu neuen Truppenteilen versetzt.

Erst anfangs November 1918 erinnerte ich mich der Traumweisung wieder, und zwar aus Ursachen, die jeden Sehenden das nahe und unheilvolle Ende zur Gewißheit machten.

So kam denn der schwarze Tag des achten November 1918, der Schlußtag des Völkerwürgens, der das Traumgesicht auf die Stunde bestätigte.

Ich schauderte vor dem Schrecklichen, das geschehen war und wohl weiter geschehen sollte, und schauderte vor dem Wissen meines Traumgreises, der mir schon drei Jahre vorher den Unheilstag auf die Traumtafel geschrieben hatte.

Die Zeit verging in wehen Zuckungen um das Neuwerden der Nachkriegszeit.

Da erhielt ich eines Tages die Einladung eines Freundes auf sein Jagdhaus. Als ich hinkam, traf ich dort zu meiner Freude meinen liebsten Regimentskameraden, den vorerwähnten Adjutanten. Sein Erstes war, daß er mir sein Kriegstagebuch vom Juni 1915 vorwies mit dem Eintrag meines Traumgesichtes: Schreibender Priestergreis, Schultafel, Kriegsschluß am achten November 1918.

„Ich habe das Tagebuch eigens mitgenommen", erklärte der Freund, „um dir ein altes Unrecht abzubitten. Denn, offen gestanden, damals haben wir dich hinter deinem Rücken ausgelacht. Aber du hast recht behalten und bist gerechtfertigt. Vergib mir also und vergib auch den Freunden, die schon der kühle Rasen in Feindesland deckt."

„Ich habe nichts zu vergeben, denn ich selbst war

ja nur Werkzeug und Mittelsmann meines Traumgesichtes."

Wir sprachen von der Zukunft Deutschlands, seiner Not und trüben, schier hoffnungslosen Lage. Erst in später Stunde suchten wir kurzen, kummervollen Schlaf. Doch schon am nächsten Morgen konnte ich den Freunden einen neuen Traum künden:

Ich sah mich in Begleitung des nämlichen Priestergreises auf einem weiten Schaufeld, auf dem mir alle Völker der Erde versammelt schienen, und eine Stille war, wie vor einem wunderbaren Begebnis, das nun geschehen sollte. Da erhob sich von unsichtbarem Orte her ein goldener Adler und flog feierlich in die Sonne hinein.

„Der Sonnenaar!" flüsterte mir der Traumführer zu. Und aus den Scharen der Schauenden rief eine Stimme: „Deutschland voran! Deutschland ist Sieger durch den Sonnenaar!"

Im Brausen der Jubelrufe, die aus der Versammlung der Völker kamen, erwachte ich, erhaschte in der letzten Traumsekunde das gütige, verheißungsvolle Lächeln meines Traumführers, des Priestergreises.

„Und die Deutung dieses Traumes?" fragten die Freunde. „Was ist der Sonnenaar?"

„Ich ahne es nur: es müssen wohl die hohen Seelenkräfte sein, die im deutschen Wesen schlummern und deren alle Welt zur Genesung bedarf, vor allem das deutsche Volk selbst. Am achten November 1918 erlitt die deutsche Seele ihr Golgatha. Sie wird auch ihr Ostern erleben und ihr Pfingsten feiern. Dann wird der Sonnenaar die Goldschwingen breiten zum Siegesflug der deutschen Seele und ihrer sittlichen Mächte — zum neuen Menschheitstag . . ."

Die Zaubernacht

... Wie hat der Zeindlinger gesagt? Einen Stuhl aus neunerlei Holz? Espenes, birkenes, erlenes, eichenes, eschenes, föhrenes, tännenes, buchenes, fichtenes ... Und auf den Stuhl muß man sich in der Mettennacht setzen, zwischen elf und zwölf, nachher sieht man in der Kirchen die Hexen. Da sitzen sie nachher da, die Luder, und kehren dem Hochaltar den Rücken. Alle haben sie die Gesichter zur hinteren Kirchentür, wo der Spiriganker1 durch's Schlüsselloch linst und während der Wandlung den Bund des Bösen aufs neue mit ihnen schließt. Da können sie dann ein Jahr lang wieder die Ställe verhexen oder den arglosen Schläfern als Druden aufhocken, daß ihnen der Atem vergeht.

Wer aber auf dem Stuhle von neunerlei Holz sitzt, kennt die Hexenweiber alle und kann sich vorsehen, daß sie ihm keinen Schaden tun.

Zum zweiten: Wer aber zur Mettennacht auf solchem Stuhl im Stalle sitzt und furchtlos der Dinge harrt, die da kommen, dem erscheint zuguterletzt ein Geist und zeigt ihm die Stelle, wo ein Schatz vergraben.

So hat der Zeindlinger gesagt und dem Girgl, dem Kleinknecht, ist die Rede in's Herz gefahren, daß darin gleich ein heißes Fürnehmen aufgeglost ist: Solch ein neunerlei Holzstühlein muß her — und der vergrabene Schatz auch. Nachher frag' ich den Zeindlinger: Bauer, was kostet dein Hof? Ich zahl' ihn dir bar auf die Hand!

Uje! Wird da der Zeindlinger Augen machen!

Aber jetzt heißt's noch heimlich tun und Maul

halten, damit daß mir keiner auf mein Fürhaben kommt.

Vierzehn Tag' sind noch bis Weihnachten — Zeit genug für das Knechtel, in aller Heimlichkeit das neunerlei Holz zusammenzusuchen. Aber es gelingt und am heiligen Abend ist das Stühlchen fertig.

Den Hausleuten ist das heimliche Wesen des Knechtleins längst aufgefallen, und als die Zeindlingerin beim Nestersuchen im Heustock das Stühlchen findet, hat sie des Rätsels Lösung.

„Da haben wir's ja", meint der Zeindlinger launig. „Jetzt bin ich nur neugierig, ob er mit dem Stuhl die Hexenweiber sehen oder den Schatz heben will."

„O mein", sagt die Zeindlingerin, „die Hexen laßt sich der Girgl gern stehlen. Der ist auf den Schatz aus, versteht sich, wo ihm der Wochenlohn schon zu wenig wird wegen seiner Zigarett'ln . . ."

„Den Schatz", sagt der Bauer, „den soll er heben und haben, damit daß er seinen Stuhl nicht umsonst gemacht hat. Und ein Geist soll ihm auch erscheinen, versteht sich, auf daß er ihm den Schatz weist. Warum soll das Knechtl diese Freud' nicht haben — und wir nicht auch?"

+

Der Weihnachtsabend naht. Schon am halben Nachmittag sinkt die Dämmerung von den Waldbergen auf die verschneiten Höfe nieder und vermummt gespenstisch Giebel und Tore. Böllerschüsse dröhnen von den Bergwänden her in die Talgründe und künden das kommende Wunder der Weihnacht.

Beim Zeindlinger sitzen sie gerade bei der Brotzeit um den breiten Ahorntisch, da nimmt der Bauer das Wort:

„Girgl, du wirst heut' in der Mettennacht daheimbleiben und die Stallwacht halten. Wird dir nicht schaden . . . Bist eh' immer so still die letzte Zeit und ausschauen tust gar nicht gut . . . Ich bleib' auch daheim, ich halt die Hauswacht."

Der Kleinknecht jubelt innerlich auf. Jetzt ist das letzte Hemmnis gefallen. Er darf daheimbleiben im Stall, kann ungesehen auf dem Stuhl von neunerlei Holz sitzen, den Geist beschwören und den Schatz heben. Und am andern Tag kann man nachher vor den Bauern hintreten und fragen: „Zeindlinger, was kostet dein Hof?"

Die Knechte und Dirnen, die in das Geheimnis des Kleinknechts durch die Bäuerin längst eingeweiht, aber zu Schweigen verpflichtet sind, stoßen sich unterm Tisch hin mit den Füßen.

„Hast du ein Glück", sagt der Großknecht mit geheucheltem Neid. „Wir müssen bei bockfinsterer Nacht in die Metten dreschen, und du darfst dich im warmen Stall auf's Stroh flacken, dieweil uns der Frost die Nägel von den Zehen beißt."

„Je kleiner der Knecht, desto größer das Glück", meint die Großdirn, „das ist ein alter Kas. Jetzt wenn du noch einen Stuhl von neunerlei Holz hättest, könntest uns morgen alle auslachen."

„Wahr ist's", pflichtet der Häuselmann bei. „Der Bauer in der Öd, Gott hab' ihn selig, ist auch einmal bloß ein Hüterbub gewesen. Aber Schneid hat er gehabt und hat die Geschicht probiert mit dem Stuhl von neunerlei Holz. Und den Geist hat er herzitiert, einen Mordslackel Geist, sag' ich euch, so lang wie ein Firstbaum, daß einem jeden gegraust hätt'. Aber der Hüterbub ist baumfest sitzen geblie-

ben auf seinem Stuhl, da hat ihm der Geist nichts anhaben können, und wie's zwölfe geschlagen hat, ist ihm ein Plärrer herausgefahren: Beim Brünndl auf der Ödwies ist der Schatz vergraben, lauter viereckige Dukaten, eine ganze Schwing voll. Da haben nachher die Leut' geschaut, wie der Hüterbub gehebt hat und der reichste Bauer worden ist weitum. Aber wie ich halt sag', Schneid muß man haben und schrecken darf man sich nicht lassen, und wenn der Geist noch so grauslich tut."

Girgl macht keinen Mucker zu diesen Reden und stiehlt sich zeitig zur Stube hinaus, damit ihm niemand auf sein Fürhaben komme, das den Hausgenossen längst ein offenes Geheimnis ist.

In aller Heimlichkeit holt er seinen Stuhl von neunerlei Holz vom Heuboden und praktiziert ihn unbemerkt in den Stall, wo er den Streukorb darüber stülpt.

In fünf, sechs Stunden also kann der Geisterspuk losgehen. Wie hat der Häuselmann gesagt? Nicht fürchten, Schneid haben — nicht vom Stuhl aufstehen, so lang der Spuk dauert. Nachher muß der Schatz her! „Jawoi — her muß er!"

+

Wie die Knechte und Mägde zur Mette fortpoltern, daß man ihr Schuhwerk im gefrorenen Schnee knirschen hört, holt der Girgl seinen Zauberstuhl aus dem Streukorb und horcht noch eine Weile in die Wundernacht hinaus, ob nicht doch ein Unberufener um die Wege wäre. Alles ist still, die Rinder schnauben geruhig in der Wärme des Winterstalles, und der Zeindlinger dreht den Hausschlüssel

im knarrenden Türschloß, damit ihm keiner ins Haus komme in dieser Mettennacht.

Aber der Zeindlinger macht die Türe nicht von innen zu, wie der Girgl vermeint, sondern von außen, und schleicht sich, in Saattücher vermummt, mit seinen Strohschuhen stallwärts, wo das Knechtlein schon auf seinem Stuhle hockt, klopfenden Herzens der kommenden Dinge gewärtig.

Ein leises Klirren des Stallfensters.

„Alle guten Geister", flüstert der Girgl schon. „Nur fest sitzen bleiben und nit vom Stuhl lassen, nachher kann dir nichts fehlen."

Jetzt ein deutliches Klopfen am Stallfenster, dreimal hintereinander, wie es sich für einen rechtschaffenen Geist gehört. Und dann eine hohe, schnappende, schebbernde Stimme, eine richtige Geisterstimme, daß dem Girgl drinnen auf seinem Stuhl gleich alle Borsten zu Berg stehen:

„Wer hat mich gerufen, wer hat mich gebannt? Wer sitzt da drinnen auf dem Zauberstuhl?"

Nach langer Pause ein schrilles Stimmchen: „Ich, der Girgl . . ."

„So, so . . . Du, der Girgl. Und was ist dein Begehren?"

„Den Schatz möcht' ich heben."

„So, so, den Schatz möchtest heben. Ist schon recht. Alsdann mach die Stalltüre auf, damit ich hineinkann zu dir."

„Muß das sein? Kannst mir's nit auch so sagen, wo der Schatz vergraben ist?"

„Das muß sein — und so kann ich dir's nicht sagen."

„Tust mir was, wenn ich dir aufmach'?"

„Ah wo! Ich bin froh, wenn du mir nichts tust, wo ich ganz in deiner Gewalt bin durch deinen Zauberstuhl. Bleib nur fest sitzen darauf, nachher fehlt sich nichts. Und — ich mein dir's ja nur gut. Denn durch mich wirst du zu einem großen Schatz kommen."

„Das wär' schon recht, aber — tust mir wirklich nichts?"

„Wenn ich's doch sag'..."

„Kannst mir's schwören, daß du mir nichts tust?"

„Ein Geist schwört nicht."

„Wenn du mir aber doch was tust? Ich trau' dir nicht recht. Könntest der Spiriganterl selber sein..."

„Alsdann, wenn du den Schatz nicht willst, geh' ich halt wieder."

„Halt, halt — ich werd' schon aufmachen..."

„Wird dein Glück sein. Aber das Licht mußt aufdrehen, damit daß ich dich richtig sehen kann."

„Kannst mir's denn nicht in der Finster auch sagen, wo der Schatz verscharrt ist?"

„Können tät' ich schon, aber mögen tu' ich nicht. Ich möcht' doch den Menschen Aug' in Aug' sehen, dem ein solcher Schatz zufällt durch mich."

„Wie groß ist denn der Schatz?"

„Dreimal so groß wie der Zeindlingerhof. Ein ganzes Dorf kannst kaufen um das Geld..."

„Tust mir aber wirklich nichts?"

„Mach einmal auf, sag' ich, sonst vergeht die Zeit umsonst und du kannst dir den Schatz nachher auf dem Mondschein suchen."

Endlich tut sich die Stalltüre auf. Der Girgl preßt den Zauberstuhl eng an seinen Hosenboden, auf daß er die Wunderkraft nicht verliere, und flüchtet in den hintersten Winkel, wo der starke Stier steht,

für den Fall des Falles. Bis zum Stier traut sich der Geist gewiß nicht her, denn mit so einem Vieh ist nicht zu spassen. Im vollen Licht der Stallampe steht der Geist auf der Vorbrucken, eine mordslange Gestalt, ganz von weißen Schleiern umflossen — und den Kopf trägt das Gespenst im Arm wie ein Impenfaßl. Dem Girgl schlottern die Knie, die Zähne schebbern aufeinander und die Haare stehen im kreuzweis' geberg.

Angstvoll starren die Augen auf den Geist, krampfhaft umklammert der Girgl mit Händen und Füßen den Zauberstuhl.

„Laß nur den Stuhl nit aus, Bübel", höhnt das Gespenst, „sonst geht's dir schlecht . . . So, so ist's recht . . . Nur nit auslassen . . Brav, brav . . So und jetzt will ich dir sagen, wo du den Schatz haben kannst: Droben im Hauswald unter dem großen Reisighaufen wirst einen irdenen Hafen finden, gupfauf voll Banknoten, lauter Tausender. Und heben kannst den Schatz morgen Mittag beim Zwölfeläuten . . . Hast mich verstanden?"

„Ja."

„Nachher kann ich wieder gehen. Behüt' dich Gott. Und geh' mir fein mit dem Geld gut um, sonst möcht' dich der Teixel doch noch holen."

Und die Gestalt verschwindet, wie sie gekommen. Die Stalltüre fällt wie von selbst ins Schloß, draußen noch ein paar schlürfende Schritte, dann ist's wieder still, geisterstill in der weiten Runde. Immer noch preßt das Knechtlein den Geisterstuhl mit Händen und Füßen an den Hosenboden und läßt auch nicht los, bis die Knechte und Dirnen von der Mette heimpoltern.

Jetzt ist die Geisterstunde vorbei — jetzt kann er wieder frei aufatmen. Herrgott, weil's nur überstanden ist! Einen Juschrei möchte jetzt das Knechtlein hinauslassen, daß alles nur so hallt: Im Hauswald, unterm großen Reisighaufen — ein Hafen voll Geld, gupfauf voll Banknoten, lauter Tausender . . .

Hurrah!

+

„Wohin denn?" fragt der Zeindlinger das Knechtlein beim Mittagessen. „Jetzt wischt der den Löffel — und ist das Essen noch lang nicht gar."

„Mir schmeckt's heut' nit recht", bescheidet Girgl. „Aber ich bin gleich wieder da. Da werdet ihr nachher schauen."

„Was werden wir da lang schauen? So eine Wichtigkeit übereinander. Spinnst oder bist sonst nicht recht gescheit?"

„Ihr werdet's schon sehen, wer spinnt . . . In fünf Minuten, wenn's zwölfe geläutet hat, reden wir ein anderes Wörtl miteinander, Bauer . . . Ja, lacht's nur, ihr damischen Luder", wendet er sich an seine Hausgenossen, „in fünf Minuten lach' ich!"

„Er spinnt wirklich!"

Aber der Girgl ist schon draußen und hastet dem Hausholz zu, wo der Schatz unterm Reisighaufen der Hebung harrt. Die Stube dröhnt vom gebohnten Boden bis zur Balkendecke vom Lachen der Leute — ist aber längst wieder feiertäglich still, als das Knechtlein mit dem Hafen unterm Arm hereinstürzt:

„So, jetzt lach' ich! So, jetzt red' ich! Und jetzt frag' ich dich, Zeindlinger, was kostet dein Hof!

Da schau her, ich zahl' ihn dir bar aus — mit lauter Tausender!"

„Da wär's ja doch ganz aus!"

„Ja, Girgl, wo hast denn das Heidengeld her?"

„Laß sehen! Ja wirklich, lauter Tausender, ein gan-ganzer Hafen voll. Und ein Gupf ist auch noch drauf!"

So schwirren und brausen die Stimmen durcheinander.

„Du Saprawoltsbürscherl", nimmt der Häuselmann das Wort, „bist gewiß auf dem Zauberstuhl gesessen heut' nacht in der Geisterstund . . ."

„Ich sag' nichts weiter", bescheidet der glückstrahlende Girgl. „Mit einem Häuselmann red' ich überhaupts nimmer, mit so einem Notnickel. Also Bauer, ich frag' dich nocheinmal, was kostet dein Hof, wenn ich ihn bar auszahl'?"

Der Zeindlinger nimmt eine Banknote nach der andern und prüft sie argwöhnisch.

„O Büberl!", sagt er dann ernst, „mir scheint, der Geist hat dich ausgeschmiert. Diese Banknoten gelten ja nicht mehr. Es sind lauter Tausender aus der Inflationszeit, die gelten alle miteinander keinen Pfennig mehr. Mir scheint, du bist an den falschen Geist gekommen . . ."

„Oder du bist verkehrt auf dem Stuhl gesessen", gibt der Häuselmann seinen Senf dazu. „Das heißt, wenn ich noch mit dir reden darf."

Der Girgl schaut groß und klein, und wie die Hausleute dann vor Lachen nur so losbrüllen, dämmern ihm die Zusammenhänge allmählich auf: wer der Geist gewesen sein könnte, wer den Schatz versteckt und wer die blauen Tausender dazu beigesteuert hat.

Und augenblicks schmettert der Hafen mit dem Schatz auf die Tischplatte, daß die Scherben mit den Inflationsbanknoten um die Wette fliegen.

Und draußen poltert ein Stuhl an die Haustüre, daß die neunerlei Hölzer, jedes für sich, in alle Winde stieben.

+

Denselben Tag hat Girgl mit seinen Hausgenossen nichts mehr gesprochen. Jetzt redet er schon wieder — sogar mit dem Häuselmann . . .

Die Hexe

Niemand wußte, wie alt sie war.

Seit Menschengedenken hauste sie in ihrer Hütte am Waldsaum, suchte Futter für ihre Ziege, die ihre Wohnung mit ihr teilte, und verkroch sich, wenn ein Hirte oder Jäger in ihre Nähe kam.

Ihre Menschenscheu machte sie verrufen weitum. Wenn wo in einem Stall ein Stück Vieh umstand, wenn ein Brand ausbrach, wenn die Kühe die Milch versagten, dann wiesen die Leute mit Fingern oder Fäusten zur Rindenhütte am Waldsaum und fluchten: „Das hat die Hexe getan! Wenn nur der Teufel den alten Drachen einmal holen wollte!"

Wenn im Sommer ein Gewitter über die Waldberge hereinbrach und die Blitze aus schwarzer Wolkennacht prasselten, daß sich die Bäume wie Riedgräser bogen, wenn im Winter die Kinder in den Fraisen lagen und wirre Fieberworte faselten, da wiesen die Waldleute zur Hütte auf der Höhe: „Die Hexe! Die Hexe!"

Was ich durch Fragen über sie erfuhr, war das:

Ihr Mann, ein armer Holzhauer, hatte sie aus einem Trüpplein fahrender Spielleute, die damals durch die Dörfer der Heimat zogen, herausgeholt und vom Fleck weg geheiratet. Mit ihrer Schönheit, hieß es, habe sie den Armen verhext. Sie bauten die Rindenhütte am Waldsaum, wo sie hausten, und es soll sehr wunderlich gewesen sein, wenn das junge Weib, derweil der Mann im Walde werkte, vor der Hütte kauerte, die Geige am Kinn, und die schwermütigen, dunkeltönigen Lieder ihrer Heimat sang, in einer Sprache, die niemand im Waldland verstand.

Menschenscheu war sie schon damals.

Ihre Scheu aber ward als Schuld gedeutet, als man ihren Mann schon im ersten Ehejahre tot im Walde fand, von einem stürzenden Baum erschlagen.

„Seht ihr", sagten die Leute, „daß sie ihn verhext hat! Sie ist schuld an seinem so frühen Tod! Hoffentlich verläßt sie jetzt das Land, sonst . . ."

Aber sie blieb.

Niemand wußte, wovon sie lebte. Sie hatte nichts als ihre Ziege, die Pilze und Beeren im Wald, Wurzeln und Heilkräuter, wilden Honig und etwa noch die Forellen in den Waldbächen und Wiesengräben.

Aber davon kann ein gottgeschaffener Mensch nicht leben.

Und zwei erst recht nicht . . . Denn es begab sich, daß das Waldweib unmittelbar nach dem jähen Verscheiden ihres Mannes eines Knäbleins genas. Als die Kunde davon ins Dorf kam, taten sich die mildherzigen Frauen zusammen und brachten der Wöchnerin Mehl und Eier, Butter und runde Brotlaibe vom besten Weizenmehl.

Da sei das Waldweib, das Knäblein an der Brust, vor der Hütte gesessen und habe nur immerzu genickt und immerzu gestammelt: „O du heilige Jungfrau!“

Sie kann doch keine Hexe sein, haben die Leute gemutmaßt, wenn sie doch die Himmelskönigin anruft. Aber viele haben zweifelnd den Kopf geschüttelt und gemeint: Wartet nur. Es wird sich schon noch weisen.

Und es hat sich gewiesen: Niemals hat einer erfahren, ob das Kindlein auch richtig getauft und damit ein rechter Christenmensch geworden sei. Aber dieses Knäblein, hieß es, habe die Geige schon unters Kinn geschoben, kaum daß es die Finger rühren konnte, und habe ungelernt, wie durch ein Wunder, die köstlichsten Weisen gefiedelt. Und die Mutter habe die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und immerzu gerufen wie selbiges Mal als Wöchnerin: „O du heilige Jungfrau, o du heilige Jungfrau!“

Ein Wunder?

Hoho!

Die Waldleute wußten es besser: Denn eines Tages war das Büblein, kaum vierjährig, auf und davon, über alle Berge — natürlich mit der Geige, die seitdem nie mehr vor der Waldhütte gehört ward.

„Was, Wunder?“ fragten die Besserwisser jetzt. „Nichts da Wunder! Sie hat ihm die Kunst angehext. Das ist's!“

„Ja und das zigeunerische Blut hat ihn hinausgetrieben in die Welt. Wenn nur die Alte auch ginge . . .“

Aber sie ging nicht.

Sie blieb und kauerte vor der Hütte und murmelte ihre Gebete oder was es sonst war: „O du heilige Jungfrau!"

So verging die Zeit. Jahre. Jahrzehnte. Ein halbes Jahrhundert und mehr. Im Dorfe hauste schon das dritte Geschlecht, seit die Hexe in ihrer Waldhütte lebte. Niemand wußte, wovon.

Sie kam nie ins Dorf, bettelte nicht, wies die Almosen zurück, die ihr Mitleid und Mildtat im Anfang noch zudachten, bis es die Leute bleiben ließen. Wovon lebte sie also? Gab es einen besseren Beweis für ihre Hexerei? Na also!

„O du heilige Jungfrau!" liefen die Spottworte der Überzeugten durch die Winterstuben. „Jetzt ist sie gewiß schon hundert Jahre alt. Und der Teufel hat sie noch nicht geholt."

„Die bleibt da bis zum Weltabbrechen am jüngsten Tag . . ."

„Und wir, wir geschundenen Waldleute müssen vor der Zeit ins Gras beißen. Herrgott, wenn wir doch auch hexen könnten . . ."

Ich beschloß, die Hexe einmal in ihrer Waldhütte zu belauschen, ob sie wirklich und wahrhaftig eine Hexe wäre — mit Totenköpfen in der Kammer, mit Schlangen und Eulen am Herd, wie es in den Märchenbüchern hieß. Vor Tag und Tau lag ich schon in Lauerstellung im Heidekraut, damit sie mich nicht sähe, ich sie aber um so deutlicher.

Und da die Sonne die ersten Strahlen über die Waldberge sandte, sah ich sie aus der Hütte treten, hinknien, die Arme breiten und zum Himmel recken:

„O du heilige Jungfrau! . . . O du Büblein komm! . . . Komm mit der Geige zur Mutter . . .

Daß ich dich nocheinmal sehe . . . Daß du mir die Augen zudrücken kannst, bevor ich heimgehe zu deinem Vater . . . O du heilige Jungfrau . . ."

Ich schauderte in meinem Versteck zusammen, schlich mich vor Scham außer Sehweite und lief ins Dorf mit meinem heiligen Wissen: Sie ist keine Hexe! O du heilige Jungfrau, hilf ihr, daß sie ihren Buben noch einmal sieht.

Und da begab es sich eines Tages — im Dorf war's ein gewaltiger Aufruhr — daß vor der Waldhütte ein feiner Herr saß, die Geige unterm Kinn, die Hexe zu seinen Füßen mit hochgereckten Armen: „O du heilige Jungfrau!"

Im Bräuhaus saß ein Herr vom Bezirksamt, der den Fremden hergebracht hatte, und erzählte jedem, der es wissen wollte: „Ja, der Sohn der Hexe ist's, der voreinst mit der Geige davongelaufen. Künstlerblut! Und jetzt ist er Professor in der großen Stadt, wohnt in einem Palast, hat große Titel und Orden und der König lädt ihn an seine Tafel. Durch Zufall hat er seine Mutter wieder erfragt und ist zu ihr geeilt, um sie heimzuholen aus der Waldhütte in den Palast . . .!

Und als es Abend war, kam die Hexe ins Dorf, den Sohn am Arm, und verkündete vor jedem Hause: „O du heilige Jungfrau! Ich hab's ja gewußt! Ja, ja!"

Und ihre Augen hatten überirdischen Schein, daß sich die Leute ehrfürchtig neigten: „Ja, jetzt wissen wir's . . . Sie ist keine Hexe. Eine Heldin ist sie, eine Heilige . . ."

✢

Der letzte Groschen

„Herr Vonficht, einen Augenblick, bitte . . .“

In der Stimme des Chefs schwang ein Unterton mit ,dem man das seelische Ringen vor schweren Entschlüssen wohl anmerkte, obwohl die Gestalt des greisen Firmeninhabers gestrafft im Türspalt stand und dem Buchhalter mit artiger Gebärde den Vortritt in das Privatkontor ließ.

„Ich muß Sie entlassen, Herr Vonficht, so leid es mir tut. Wenn man reichlich zehn Jahre zusammenarbeitet und gut mitsammen auskommt, fällt eine solche Kündigung immer schwer. Aber Sie wissen selbst, das Geschäft erfordert äußerste Maßnahmen, wenn es nicht zusammenbrechen soll. Ich werde wohl genötigt sein, das Haus zu verkaufen und den Erlös in das Geschäft zu stecken, damit ich die Firma und damit meine Existenz überhaupt noch aufrechterhalten kann. Ich werde mich in Zukunft mit Fräulein Rainthaler allein behelfen müssen. Geht das Geschäft zugrunde, dann wären wir alle brotlos, dann müßte ich Sie sowieso entlassen. Seien Sie mir nicht böse, Herr Vonficht . . .“

„Keinen Augenblick, Herr Prugger. Im Gegenteil, ich habe schon längst mit meiner Entlassung gerechnet. Ich weiß ja selbst, wie es um das Geschäft steht . . .“

„Nicht wahr?“ kommt es wie Erlösung von zitternden Greisenlippen. „Aber verlassen Sie sich darauf, Herr Vonficht, sobald es die Verhältnisse gestatten, werde ich Sie wieder zu finden wissen. Geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht, damit ich Sie vorkommenden Falles erreichen kann. Und nun, Gott befohlen, Herr Vonficht.“

„Gott befohlen, Herr Chef!"

Heiße Zähren quellen auf Männerhände, die sich kurz und heftig drücken.

+

„Fräulein Rainthaler!"

„Herr Vonsicht?"

„Besorgen Sie, bitte, auf dem Postamt gegenüber dreißig Briefmarken."

„Dreißig Briefmarken? Für das Geschäft?"

„Nein. Für mich. Hier ist das Geld. Abgezählt. Stimmt."

Fünf Minuten später schreibt Herr Vonsicht dreißig Briefadressen, alle an sich selbst gerichtet, und klebt umständlich die dreißig Marken drauf. Dann wendet er sich an Fräulein Rainthaler: „Bitte, schreiben Sie mir täglich, wohlgemerkt täglich, wie es um die Firma steht. Man hat Interesse, wenn man über zehn Jahre ... Sie verstehen schon, Fräulein Rainthaler ... Zu den Briefen benützen Sie diese Freiumschläge. Sie werden mich daheim bei Muttern wohl erreichen. Ich habe nämlich dreißig Tage Urlaub und möchte auf dem Laufenden bleiben ..."

„Urlaub?"

„Ja, Erholungsurlaub!"

„Sie sehen auch angegriffen aus, Herr Vonsicht."

„Vielleicht bekommen Sie auch bald solchen Urlaub ... Aber Kopf hoch, Fräulein. Einen wackeren Kerl verläßt Gott nicht, und wenn es um ein Wunder ginge ... Tun Sie mir, bitte, den Gefallen mit den Briefen. Und nun — auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Vonsicht! Und gute Erholung!"

Ein wunderlicher Urlaub, denkt Fräulein Rainthaler bei sich. Und so plötzlich. Wie einsam wird es die dreißig Tage im Kontor sein! Ach Gott! Erst wenn die Uhr steht, dann merkt man erst, wie still und lieb sie gegangen ist. Da ist es gut, daß man wenigstens täglich einen Brief an den Fernen schreiben darf, dreißig Tage lang, und dann geht die Uhr wieder richtig den alten, längst gewohnten Gang. Ja, auf Wiedersehen!

+

Inzwischen hat die Straßenbahn den entlassenen Buchhalter weit vor die Stadt hinausgebracht, wo schon Felder wogen, Wiesen grünen, Wälder blauen. Ein weiches Heimatgefühl überkommt den Landgeborenen im Angesicht der vorsommerlichen Gefilde. Je weiter er wandert, desto bekannter wird ihm die Gegend. Denn die Heimat liegt ja kaum eine Tagereise von der Stadt, die er eben verlassen hat. Ei, da ist ja schon das Bildstöcklein Unserer Lieben Frau von der wunderbaren Hilfe, zu dem er als Kind schon mit seiner Mutter wallfahren gegangen. „Bub", hat sie damals gesagt, „vergiß das Beten nicht. Und wenn du in Lebensnot bist, wende dich vertrauensvoll an Unsere Liebe Frau. Verlaß dich drauf, sie wird dir helfen."

Jetzt war die Stunde der Lebensnot gekommen. Dreifache Not. Denn sie betraf nicht nur ihn, sondern auch seinen greisen Chef und das liebe, gute, brave Fräulein Rainthaler.

Schon ließ er sich betend auf die Bank vor dem Bildstock nieder. Es waren kurze, innige Stoßgebete, wie sie ihm der Augenblick eingab: „Heilige Himmelsmutter, verlaß uns nicht! Gib dem guten Herrn

Prugger Trost und glückliche Wendung im Geschäft. Laß das liebe, gute, brave Fräulein Rainthaler nicht die Stelle verlieren!"

Dann zog er seine Börse und steckte den ganzen Inhalt in den Opferstock für die armen Seelen. Beim letzten Zehngroschenstück zögert er und überlegt: Ich habe noch fast eine Tagesreise vor mir. Wenn mich der Heißhunger anfällt, brauche ich Brot.

Aber schon schiebt er mit raschem Entschlusse auch den letzten Groschen in den verwetzten Spalt. Wenn es schon ein Opfer sein soll, dann gleich ein ganzes. So geziemt es sich für einen ganzen Kerl, der — auf Urlaub in der Heimat ist . . .

+

Auch daheim bei Mutter, auf deren kleinem Landbesitz er vorläufig aller Not enthoben ist, schützt er Urlaub vor, um die gute Frau nicht zu erschrecken, spricht aber doch von der Möglichkeit eines Stellungswechsels, wenn es bei der Firma Prugger nicht wieder klappen sollte.

Mit Spannung erwartet er stets die täglichen Briefe von Fräulein Rainthaler. Ihr Inhalt ist eine einzige Sorge für den Chef, der zusehends verfalle, und für das Geschäft, dessen Bestand nur noch eine Frage von Wochen sei. Wenn nicht ein Wunder geschähe, dann gäbe es bald keine Firma Prugger mehr — und kein Wiedersehen im alten, lieben Kontor.

Ja, das Wunder!

Herr Vonficht wartet auf das Wunder — aber wie sollte es geschehen? Wie sollte es ein Wiedersehen und Weiterarbeiten mit dem verehrten Chef

und dem lieben, stillen Fräulein Rainthaler in den alten Geschäftsräumen geben?

Der Entlassene überdachte alle Möglichkeiten einer Rettung. Nichts fiel ihm ein. Wenn ihm jemand Geld liehe, mit dem er die Verbindlichkeiten seiner Firma abdecken und die drängenden Gläubiger befriedigen konnte? Aber diesen Gedanken verwarf er sofort. Geld war wenig — ein paar Tausend rührten da nicht mehr an. Und wer lieh einem stellenlosen, entlassenen Buchhalter die zwanzig oder dreißigtausend Schilling, die nötig waren, um die Firma wieder auf die Füße zu stellen?

So verstrich die Zeit — und das erwartete Wunder geschah nicht.

Mißmutig legte er den letzten Brief von Fräulein Rainthaler beiseite und warf sich über die Zeitung, Spalte: Stellenmarkt. Denn es war höchste Zeit, daß er sich um einen anderen Posten bewarb. Der „Urlaub" war ja zu Ende — und damit auch die Hoffnung auf Wiederanstellung und Wiedersehen in den liebgewordenen, altgewohnten Geschäftsräumen.

Mit Wehmut dachte er an Fräulein Rainthaler und begrub im Stillen eine heimliche Hoffnung, die er für die Zukunft im Herzen getragen hatte. Wie er aber nach vergeblichem Suchen nach einer geeigneten Stelle die Zeitung zusammenfaltete, fiel sein Blick auf der letzten Seite auf eine riesige Anzeige, in der ein Briefmarkensammler Fehldrucke einer jüngst erst ausgegebenen Briefmarke suchte, von der nur dreißig Stück am Postamt Zähringerstraße zum Verkaufe kamen. Der Tag, an dem diese Marken verkauft worden waren, fiel mit dem Entlassungstag

des Buchhalters zusammen. Dies und der Umstand, daß auch Fräulein Rainthaler die dreißig Marken auf dem gleichen Postamt geholt hatte, veranlaßte den Trostlosen, sich die Marken auf den dreißig Briefumschlägen, die er noch besaß, genauer anzusehen. Und siehe, es stellte sich heraus, daß diese dreißig Marken anders aussahen als die gewöhnlichen Briefmarken.

Sollten es die gesuchten Fehldrucke sein?

Sollte das Wunder in letzter Stunde geschehen?

Der Briefmarkensammler bot für jedes Stück dieser Fehldrucke tausend Schilling.

Herr Vonsicht traute seinen Augen kaum, als er diese Anzeige las. Jedenfalls faßte er Hoffnung, und mit ihr kehrte auch der alte Lebensmut in sein gepreßtes Herz zurück.

Dreißig Fehldrucke — das gab ja dreißigtausend Schilling! Das war genug, um die Firma und die alte Stellung zu retten.

+

Mit dem Nachtzug noch fuhr Herr Vonsicht, den Markenschatz am Herzen geborgen, in die Stadt zurück.

Beim Morgengrauen schon stand er vor dem Hause des Briefmarkenhändlers. Der Hausmeister mußte ihn melden — es war keine Zeit zu verlieren. Er wurde trotz der frühen Stunde vorgelassen — und als er eine Viertelstunde später das Haus verließ, hielt er die Hand hochatmend auf der Brieftasche gepreßt: Dreißig Tausendschillingnoten ruhten darin. Das Wunder war geschehen!

Klopfenden Herzens stürmte er die Straßen weiter

zum Geschäft seines Chefs. „Ach, Herr Vonficht!“ jubelte Fräulein Rainthaler. „Sie sind es?“

„Ja, grüß Gott!“

Ein kurzer, inniger Händedruck. Dann stand Herr Vonficht schon im Privatkontor des Chefs.

„Herr Prugger, ich habe dreißigtausend Schilling. Kann ich helfen und retten?“

„Herr Vonficht, wie kommen Sie zu dem Geld?“

„Das erzähle ich Ihnen später. Sagen Sie, bitte, ist Rettung noch möglich?“

„Ja. Fünfundzwanzigtausend Schilling genügen. Ich nehme sie mit Dank und sichere Ihnen den Betrag an erster Stelle auf meinem Hausbesitz. Und überdies heißt die Firma von heute ab Prugger & Vonficht. Einverstanden?“

+

Am nächsten Sonntag machte der neue Mitinhaber der Firma Prugger mit Fräulein Rainthaler einen Ausflug zu dem Bildstock Unserer Lieben Frau von der wunderbaren Hilfe.

Dort erzählte er ihr den ganzen Hergang — angefangen vom „Urlaub“ und den Briefmarken bis zu seiner Ernennung zum Teilhaber des Hauses Prugger.

„Ach, ich bin so stolz auf Sie, Herr Vonficht. Sie haben uns alle gerettet.“

„Nein, das Wunder war's. Und Sie, weil gerade Sie diese wertvollen Briefmarken holten. Wissen Sie noch? Sie müssen doch eine rechte Glückshand haben ... Wie gerne möchte ich Sie an dieser Glückshand durchs Leben führen ... Als Buchhalter hab' ich mir nicht getraut, Ihnen von Liebe zu sprechen, aber jetzt, als wohlbestellter zweiter Chef ...“

Geschämig lehnt sich das Köpflein der lieben, stillen, tapferen Begleiterin an die Schulter des Glücklichen: „Ach du — ich bin ja stolz auf dich. Und ich hab dich schon immer so glücklich machen wollen, wie du — und nur du es verdienst.“

Der Demantstein

Eine Legende, die wahr sein könnte

Als Jörgel Ohngefahr noch ein kleines Waldbüblein war, so klein, daß er kaum noch richtig laufen konnte, wollte er doch schon mit dem älteren Bruder und den anderen Dorfkindern in die Beeren gehen, die im Siebenwalde köstlich reiften.

„Du bleibst daheim“, sagte der Vater streng.

„Jawohl!“ rief der ältere Bruder, der schon in die Schule ging und einst den Hof erben sollte. „Jawohl, du bleibst daheim. Ich hätte doch nur Scherereien mit dir und müßte dich am Ende noch tragen auch, wenn du müde wirst und nicht mehr gehen kannst.“

„So ist es! Was gesagt ist, ist gesagt und damit basta!“ bestätigte der Vater, der wieder an seine Arbeit ging.

„Und ich möchte so gern!“ jammerte Jörgel, dem die dicksten Tränen über die Backen kollerten. „Ich kann doch schon so gut laufen, und ich werde gewiß nicht müde, daß du mich tragen müßtest, Michel . . . O Mutter, erlaub es doch, daß ich mitlaufen darf. Ich werde ganz gewiß einen großen Krug voll Beeren pflücken . . .“

„Es ist nicht wegen der Beeren“, meinte die Mutter vom Herde her, „sondern wegen dem Vater. Du weißt schon, daß er's nicht haben will.“

Nun stieß es den kleinen Jörgel vor innerem Weh, daß die Mutter ein rechtes Mitleiden mit ihm fühlte und ihm den Wunsch nicht mehr versagen konnte.

„So geh halt mit in Gottes Namen", sagte sie, „und dem Vater gegenüber will ich die Erlaubnis schon verantworten."

Michel maulte zwar, als Jörgel vor Freuden hell aufjauchzte, aber es half ihm nichts. Denn Mutter ging schon zum Herdschrank und holte ein geschliffenes Glaskrüglein hervor, das mit buntfarbenen Glaskugeln geziert war, und gab es Jörgel: „Gib aber acht auf dieses Krüglein. Es ist hochgeweiht, mußt du wissen, denn die Base Tausendfein hat es mir einmal von einer fernen Wallfahrt mitgebracht, als ich selber noch ein kleines Dirnlein war. So, jetzt geh mit Gott, und die Weihe des Krügleins wolle dich, Jörgel, vor jedem Unfall heute bewahren . . ."

Somit gingen die Buben.

Jörgel hüpfte und jauchzte auf dem Wege zum Siebenwalde, und wie auch sein Bruder Michel schalt und maulte, es half ihm alles nichts. Jörgel pflückte sein geweihtes Krüglein voll der schönsten, saftigsten Waldbeeren und brachte die süße Last mit seinen kleinen Händchen ungefährdet und ohne müde zu werden heim.

Solches verdroß den argen Bruder Michel so sehr, daß er dem Jörgel noch unter dem Hoftor ein Bein stellte. Dieser schlug zu Boden, das Krüglein flog in weitem Bogen auf das Pflaster, wo die Scherben mit den bunten Glaskugeln und den Waldbeeren ein wirres Gemenge bildeten.

Michel schrie und tobte vor Schadenfreude, während Jörgel zum Herzzerreißen weinte. Aber schon

war Mutter zur Stelle, die Michels Bosheit vom Fenster aus mit angesehen hatte, und tröstete Jörgel: „Ach was, wer wird denn da gleich weinen? Scherben bedeuten Glück, mußt du wissen, gar von dem geweihten Krüglein, das mir die Base Tausendfein von einer fernen Wallfahrt mitgebracht hat, als ich selber noch ein kleines Dirnlein war. Vertrau' nur recht auf den lieben Herrgott, und dann wirst du's schon einmal wahr wissen, was ich gesagt habe: Scherben bedeuten Glück."

Jörgel beruhigte sich allgemach, während Mutter die Scherben auflas und in der Schürze forttrug; denn sie waren hochgeweiht.

Eine blaue Glaskugel aber war von dem harten Hofpflaster abgeprallt und über das Tor hinaus auf den Anger geflogen, wo es zwischen seidenzarten Sommergräsern ein molliges und beschauliches Plätzchen fand.

Dort lag sie zwanzig Jahre und mehr, von niemand entdeckt.

In diesen zwanzig Jahren war allerhand geschehen. Die Scherben des geweihten Krügleins hatten dem Jörgel nicht das geweissagte Glück gebracht.

Den Vater hatte im Wald ein fallender Baum erschlagen.

Die Mutter lag eines Morgens still und friedsam im Bett als eine Langschläferin, die nicht mehr zu erwecken war, so sehr sich der bestürzte Jörgel auch mühte.

„Laß sie", sagte Michel, der arge Bruder, barsch. „Wie willst du ein Totes aufwecken?"

Weil aber Michel der Ältere war, fiel ihm der Hof zu, und Jörgel diente als Knecht, wie er bisher getan, auf dem Vätergute, auch dann noch, als

Michel eine Jungbäuerin auf den Hof brachte, die schneidiger war als ein Schwert und spitziger als eine Schusterahle.

Im Herzen Jörgels war ein tiefes Heimweh nach der Mutter, die ihm kein Wunder mehr lebendig machen konnte. Wie oft dachte er an ihre Worte: „Scherben bedeuten Glück. Habe nur Gottvertrauen . . ."

+

Im Siebenwald hauste ein altes Elsternpaar in einem urwüchsigen Haselwalle, in dem sie seit Menschengedenken ihre Herberge hatten.

Er hieß Krischa, sie aber Krascha.

An einem hellen Maimorgen — die verblassenden Sterne blinzelten schlaftrunken in das Lichtgewoge des aufkommenden Sonnenballes — in dieser lichten Morgenfrühe also sprach Krascha zu Krischa:

„Du wirst bequem, mein Alter. Ich aber muß die ganze Zeit auf den Eiern im Neste sitzen und Junge ausbrüten, was das Zeug hält. Heute, hoffe ich, werden sie ausschlüpfen. Wie wär's, wenn du ihnen eine kleine Geburtstagsfreude machtest? Es muß ja gerade kein Platinring, auch kein Perlenhalsband sein. Ein Rubinstein oder so was tut's auch.

„Ich werde sehen", sprach Krischa und flog wie ein geschnellter Pfeil aus dem Haselwall im Siebenwald, damit die Alte seinen Eifer merkte. Bald aber mäßigte er seinen Flug und dachte verdrossen bei sich: „Wo soll ich heute, bei diesen schlechten Zeiten, einen Rubinstein herzaubern? Die Leute haben ja selbst nichts mehr als das nackte Leben. Die gute alte Zeit der Kleinode ist dahin. Was sie heute tragen, ist Double, Ersatz, Talmi, Tand, Blech . . ."

Krischa sprach aus Erfahrung.

„Die Weiber haben leicht reden“, fuhr er fort. „Aber gottlob, die meine ist schon bei Jahren und sieht nicht mehr so scharf wie ehedem, als wir uns freiten. Vielleicht kann ich ihr ein Stück Weißmetall als Silberbarren unterschieben. Die Welt will einmal betrogen sein ...“

Schon saß Krischa auf dem Gipfel des Maibaums im Dorfe und äugte scharf in die Runde. Er ließ sich auch nicht stören, als sich unten ein Hoftor auftat und Jörgel Ohngefahr, der Knecht, mit einem Pfluggespann auf die Dorfgasse und dann weiter auf das Hochfeld am Siebenwalde fuhr.

Krischa kannte den Jörgel seit langem.

„Ein guter Kerl“, dachte Krischa, „und fleißig wie eine Waldhummel. Dem wär' ein besseres Glück zu gönnen. Aber wer weiß? ... Es ist noch nicht aller Tage Abend. Doch — was ist denn das?“

Im kurzen Maigras des Dorfangers glühte es im Widerschein der Morgensonne wundersam auf. Mit einem einzigen Flügelschwunge war Krischa bei der Stelle und stob mit dem Funde davon.

„Wenn das kein Demantstein ist, lasse ich mir den Kopf abschneiden“, dachte Krischa im Weiterflug. „Wird Krascha Augen machen.“

Dennoch hielt es Krischa für geraten, den Fund noch näher in Augenschein zu nehmen, bevor er ihn seiner besseren Hälfte als Morgengabe ins Nest legte.

„Bin ich wirklich schon so blöd?“ wunderte sich Krischa, als er den Fund betrachtet hatte, „natürlich, wo käm' auch ein Demantstein her — von einem Dorfanger! Was ist's? Nichts anderes als eine

blaue Glaskugel von dem geweihten Krüglein, das der Jörgel damals im Siebenwald mit sich hatte und dann zerschlug, als ihm der böse Bruder ein Bein stellte. Immerhin — Scherben bedeuten Glück — hoffentlich auch bei Krascha, meiner Alten. Ich werde ihr das Nötige schon weismachen."

„Was ist's? Hast du was?" schrie Krascha schon von weitem. „Die Jungen sind auch schon da!"

„Bravo!" schnarrte Krischa, weil er den Schnabel, in dem er die Glaskugel hielt, nicht öffnen konnte. „Bravo! Bravissimo! Und ich hab' einen Demantstein, noch dazu einen blauen, und von einem Feuer, wie ich's noch nicht gesehen habe. Sieh nur selbst!"

Und Krascha betrachtete wohlgefällig den Edelstein, der vor ihr auf dem Neſtrande lag, recht in der Sonnenhelle, daß das Feuer nur so blitzte und sprühte. Dann aber sprach sie mit der Ruhe einer erfahrenen Elsterfrau: „Krischa, wenn du kein Schwindler bist, dann bist du ein blöder Kerl. Der Demantstein ist eine Glaskugel."

„Glaubst du?" seufzte Krischa.

Statt einer Antwort pickte Krascha die Kugel auf und warf sie über das Nest hinaus, daß sie über den sonnigen Abhang kollerte und hart an der Waldstraße auf einer Steinplatte liegen blieb.

Krischa sah ihr wehleidig nach, da ihm seine Täuschung mißlungen war.

„Wer weiß", sann er vor sich hin, „wozu die Glaskugel noch gut ist. Man hat seine Erfahrungen."

„Marsch weiter!" befahl Krascha mit schnarrender Stimme. „Die Jungen brauchen Futter."

Und Krischa flog gehorsam in die Weite.

+

Die Glaskugel aus dem hochgeweihten Krüglein der frommen Base Tausendfein lag still auf der sonnenwarmen Steinplatte an der Waldstraße, sprühte und funkelte in der Morgensonne und harrte der Dinge, die weiter mit ihr geschehen sollten.

Obwohl es noch früh am Morgen war, belebte sich die stille Waldstraße bald mit allerlei Menschen, die da ihrer Wege gingen.

Zuerst kam ein Bauersmann, der ein paar Öchslein zum Markte trieb. Er führte Selbstgespräche, wie die meisten Menschen tun, wenn sie sich unbeobachtet glauben.

Krischa, der Elstervater, wiegte sich im Wipfel einer weitästigen Wettertanne und hörte alles, was das Bäuerlein vor sich hinsprach: „Hü, Falber! Hott, Rotscheck! Jetzt geht's dahin mit dem Salat in die Stadt! Einen Tausender müßt ihr mir heut einbringen — oder eigentlich dem Finanzamt. Denn das frißt alles — euch und mich und den Hof. Himmelherrgottsbuxbaum und Hosenzwickel, wenn nur der dreimal gehörnte Hörndlmeier alle Ämter und Beamte holen tät, daß wir geschundenen Bauernmenschen einmal unsere Ruh' hätten . . ."

Bei diesen Worten ging das Bäuerlein gerade an der Steinplatte mit der funkelnden Glaskugel vorbei. Er sah sie aber nicht, weil er vor Ingrimm den Stecken in den Boden stieß, daß die Schottersteine auseinanderstoben.

„Es ist wahr", schnarrte Krischa im Wipfel der Wettertanne. „Wenn das so weitergeht, frißt der Zehrstand den Nährstand noch völlig auf."

Eine blitzblaue Mütze ward auf der Waldstraße sichtbar. Der Mann, der sich mit dieser Mütze

Kühlung zufächelte, hatte ein zornrotes Gesicht und seine Augen funkelten wie die Scheinwerfer eines Kraftwagens.

„Aber wart nur, Kerl, dir werd' ich's eintränken!" schrie der Mann schon von weitem. „Jetzt bin ich wegen diesem Bauernfünfer, diesem gescherten, schon vier Stunden unterwegs, und jetzt ist der unverschämte Kerl nicht einmal daheim, sondern mit seinen Ochsen auf dem Markt. Aber wart nur, Kerl, dir werd' ich Tagegelder und Weggebühren aufrechnen, daß dir's vor den Augen flimmern wird. So ein Bauerndada, so ein saudummer, der den ganzen Tag Brotzeit macht und Geräuchertes frißt.. Ein Leben haben ja diese Bauernlackel wie Gott in Frankreich, und wir Finanzbeamte dürfen ihnen noch nachlaufen auch..."

Die Augen des Mannes funkelten geradeaus, als er an der Glaskugel vorbeiging, und so sah er sie so wenig wie der Bauersmann.

„Gut gebrüllt, Löwe", schnarrte Krischa im Wipfel, als der Beamte vorbei war. „Man merkt, daß du ein Feldwebel warst."

Nach einer Weile kamen zwei alte Weiber des Weges. Sie führten eifrige Reden und begleiteten ihre Worte mit heftigen Handbewegungen.

„Die haben's wichtig", schnarrte Krischa im Tannenwipfel.

„Ich will nichts gesagt haben", rief die eine der beiden Alten, „aber was wahr ist, muß wahr sein! Wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, könnt' ich's gar nicht glauben. Seidene Strumpfbänder hat sie, die Simmerlbäuerin!"

„Was du nicht sagst!" wunderte sich die andere und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Seidene

Strumpfbänder! Ist die Welt jetzt schlecht! Da muß ja noch einmal eine Sündflut kommen oder gleich gar das Weltgericht!"

Und die Weiber wunderten sich so sehr über die schreckliche Neuigkeit, daß sie das blaue, blitzende Sonnenwunder der Glaskugel nicht sahen, die auf der Steinplatte gleißte.

Ein Jägersmann ging vorbei und sah das Wunder auch nicht, weil er in Gedanken mit einem Wildschützen einen fürchterlichen Zweikampf ausfocht.

Ein Briefträger kam noch des Weges und achtete des Wunders so wenig wie alle andern, weil es ihn im tiefsten Herzen wurmte, daß er wegen eines lumpigen Liebesbriefes zwei Stunden weit in die Waldhäuser hinauflaufen mußte.

„Ja, ja, die Menschen!" seufzte Krischa im Tannenwipfel. „Sie wollen keine Wunder mehr. Aber — mir kann's gleich sein. Auch muß ich jetzt Atzung holen für meine junge Brut. Ahoi!"

+

Um dieselbe Zeit pflügte Jörgel Ohngefahr, der Knecht, das Hochfeld am Siebenwalde. Als die Ochsen müde waren, ließ er sie rasten. Er selbst setzte sich auf den sonnigen Wegrain, nahm aus einem Linnensäcklein ein trockenes Brot und aß es mit Behagen.

Wie er so über die Waldheimat hinsah an dem herrlichen Maienmorgen, war ein wohliges Gefühl in seinem guten, unverdorbenen Herzen, und er sprach leise vor sich hin: „O Gott, wie schön hast du die Welt gemacht. Wenn ich nur noch mein Mütterlein hätte, daß ich ihr dieses Herz mit seinen Wonnen

und Wundergefühlen ausschütten könnte. Mit meinem Bruder, dem harten Bauern, kann ich über solche Dinge nicht reden. Er kennt nur seinen Handel und allerlei Vorteile. Auch meine Schwägerin hat für derlei keinen Sinn. Die Butter- und Eierpreise und die Dorfneuigkeiten gehen ihr über alles. Wie glücklich bin ich, daß ich mich über alles Schöne so herztief freuen kann, und wie dankbar muß ich dafür sein, wenn ich jetzt auch nur ein armer Knecht bin als Zweitgeborener. Wann wird das große Glück kommen, von dem mein Mütterlein damals gesprochen hat, als ich das hochgeweihte Krüglein der frommen Base Tausendfein zerbrach? Und wie mag dieses Glück beschaffen sein? Ach, lieber Gott, ich verlasse mich ganz auf dich. Du wirst es schon recht machen. Es ist mir alles recht, was du mit mir vorhast. Denn du allein weißt, was mir zum Besten dient an Leib und Seele."

Also sprach Jörgel, der Jüngling, vor sich hin und sah dabei in den Siebenwald hinein, und auf einmal sah er ein Blitzen im Walde, das wie ein himmlisches Leuchten über Feldbreiten und Hochmatten in seine sonnige Stille herschimmerte. Dem guten Jörgel blieb vor Staunen das Brotstücklein, an dem er eben kaute, im Munde stecken.

Er vergaß über dem blitzblauen Wunder im Siebenwalde das Essen, legte den Rest der Brotschnitten auf das Linnensäcklein am Feldrain und lugte nur immerzu in den Siebenwald, wo das Glitzern und Gleißen kein Ende nahm.

„Solch ein schönes Leuchten habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen", dachte er bei sich, indem er sich erhob und über einige Feldbreiten hinschritt, um dem Lichtwunder näher zu sein.

„Ahoi! Den hat's schon!" schnarrte Krischa plötzlich herbei und ließ sich auf dem Brotsäcklein nieder, von dem er rasch ein paar Bröcklein auflas und davonschoß wie ein Pfeil. „Bauernbrot ist schmackhaft und wohlbekömmlich, vorab für junge Elstern. Der gute Jörgel wird den Raub nicht merken. Ahoi! Der hat jetzt nur noch Augen für das Wunder im Siebenwald, das ihn nicht mehr loslassen wird. Man hat seine Erfahrungen . . ."

Jörgel stand lange Zeit wie gebannt von dem Farbenwunder im Siebenwald und merkte sich die Stelle genau, wo das Lichtblitzen in die Luft schoß.

„Das ist gewiß ein wundersamer Demantstein wie in den Märchen", dachte er wieder bei sich. „Ach Gott, vielleicht hat ihn mir gar mein liebes Mütterlein vom Himmel herabfallen lassen, damit ihre Verheißung sich erfülle. Wenn heute Feierabend ist, werde ich zu der Stelle gehen und mir den Wunderschatz holen."

+

Um dieselbe Zeit ging ein feines Mädchen auf der Straße durch den Siebenwald daher und klagte seine Not leise vor sich hin, da es sich unbelauscht wußte. „Ach Gott", klagte es, „jetzt stehe ich ganz allein auf der Welt. Die lieben Eltern sind lange tot und Brüder oder Schwestern habe ich nicht. Wenn ich nur einen Menschen hätte, mit dem ich Freud und Leid teilen könnte!"

Da das Mädchen von einem weiten Wallfahrtsweg schon müde war, wollte es hier am Rande des Siebenwaldes rasten. Es breitete ein Linnentüchlein über einen Steinblock und setzte sich nieder. Wie die Drosseln und Amseln um sie her in den Büschen so tief

und süß sangen, kam eine rechte Traurigkeit über sie, und sie klagte von neuem ihre Not:

„Liebe Himmelsmutter, verlaß mich doch du nicht in meiner Einsamkeit und schicke mir bald einen Menschen, der mir . . .“

Hier brach das Mädchen ab, denn es gewahrte plötzlich ein Funkeln, Blitzen und Gleißen auf einer Steinplatte neben sich, und es sah, daß es eine blaue Kugel war, die in solcher Pracht aufsprühte.

„Das ist gewiß ein Demantstein“, dachte das Mädchen bei sich. „Wer mag diesen Schatz hier verloren haben? Ich will ihn an mich nehmen und aufbewahren, bis ich den Eigentümer ausfindig gemacht habe.“

Eben, als das Mädchen die Hand nach dem Kleinod ausstrecken wollte, pfiff es durch den Siebenwald daher, und Jörgel stand schon da und sah den Demantstein und das Mädchen und wußte nicht, was er tun oder sagen sollte.

Er sah bald nach dem Demantstein und bald nach dem Mädchen, das in lieblicher Verlegenheit vor ihm stand und auch nicht wußte, was es anfangen sollte. Das Herz schlug ihm heiß bis zum Hals herauf, denn wie dieser junge Mensch mit seinen kinderguten Augen sie ansah, mußte sie immer denken: „Ach Gott, den könnte ich so lieb haben wie einen Bruder, ja noch mehr . . .“

Und Jörgel erging es nicht anders. „Das ist ein wunderfeines Mädchen“, dachte er bei sich, „und Augen hat sie licht und klar wie ein Maienmorgen. Die sind noch schöner als dieser Demantstein.“

Endlich sagte das Mädchen: „Ich komme von einer Wallfahrt, und weil ich müde war, wollte ich hier ein wenig rasten. Da sah ich diesen Demantstein

und wollte ihn an mich nehmen und für den Eigentümer, der ihn verloren hat, aufbewahren . . ."

„Und ich", sagte Jörgel, „sah den Demantstein heute morgen vom Hochfeld her, wo ich pflügte. Und da nahm ich mir vor, zur Feierweile herzugehen, um zu sehen, was es sei."

Jetzt hob Jörgel das Kleinod auf und betrachtete es genau.

„Ach Gott!" rief er dann fröhlich. „Diese Kugel kenne ich ja. Sie stammt von einem Glaskrüglein, das ich als kleiner Bub beim Beerenpflücken einmal zerbrochen habe. Die Elstern werden dieses Küglein wohl hierhergebracht haben."

„So ist es!" kreischte Krischa in den Lüften, aber die beiden hörten es nicht, da sie nur an sich selber, an das Schöne und Scheue ihrer seltsamen Begegnung hier im Siebenwald dachten.

„Ich erinnere mich noch genau", fuhr Jörgel fort, „wie mich meine gute Mutter selig damals tröstete: Weine nicht, Jörgel, denn Scherben bedeuten Glück. Du wirst es noch erleben."

„Das ist doch seltsam", sagte das Mädchen. „Nach so langer Zeit findest du das Kleinod wieder hier im wilden Wald."

„Gar so seltsam ist es wohl nicht", erklärte Jörgel, „denn das Krüglein war hochgeweiht und meine Mutter erhielt es als Wallfahrtsandenken von der Base Tausendfein."

„Wie sagst du?" fragte das Mädchen. „Tausendfein? Ach Gott, das muß meine liebe Mutter gewesen sein. Denn hier heißt niemand Tausendfein als wir."

„Heißest du auch so?" fragte Jörgel verwundert,

und er dachte bei sich: „Ja, das wäre der rechte Name für dieses liebliche Mädchen."

„Ich heiße Maria Tausendfein."

„Und ich heiße Jörgel Ohngefahr. Da unten steht unser Hof. Und wo wohnst du?"

„Zwei Wegstunden noch von hier. Mein Hof steht auf der Sonnenhalde im Gnadenwald. Ich bin jetzt ganz allein, weil mir die guten Eltern schon verstorben sind, und Brüder und Schwestern habe ich nicht."

„Ich habe auch niemand", sagte Jörgel traurig. „Ich habe zwar einen Bruder, der den Hof hat, und ich bin bloß der Knecht. Und es ist, als ob wir keine Brüder wären."

Dann schwiegen beide lange, und jeder dachte bei sich: „Jetzt brauchen wir niemand mehr. Denn wir haben ja uns."

Aber ihre Seelen waren zu scheu und schamhaft, und sie sagten nichts darüber.

Jetzt hob Jörgel den vermeintlichen Demantstein auf und gab ihn dem Mädchen, indem er bat: „Nachdem du doch mein Bäschen bist, so nimm dieses Glasküglein als Andenken an mich und lege es auf die Kommode in deiner Kammer. Und so oft es dir in die Augen fällt, möchtest du an mich denken. Denn ich habe ja auch niemand auf der Welt."

„Das will ich gerne tun", sagte Maria, und in ihre Wangen kam eine leise Röte. „Aber jetzt muß ich gehen, da es schon dunkel wird. Behüte dich Gott, mein guter Jörgel. Und wenn du einmal eine übrige Zeit hast, dann besuche mich auf der Sonnenhalde im Gnadenwald, wo mein Hof steht. Und jetzt leb' wohl!"

Maria reichte Jörgel die Hand. Jörgel nahm sie

und legte die Glaskugel hinein und sprach: „Ich gehe noch mit dir bis über den Siebenwald hinaus, damit du dich nicht fürchten mußt.“

So gingen sie Hand in Hand durch den Wald wie zwei Märchenkinder.

+

Schon am nächsten Sonntagnachmittag machte sich Jörgel auf den Weg nach dem Hof auf der Sonnenhalde im Gnadenwald, den er bisher nur vom Hörensagen kannte.

Wie wunderlich war ihm zumute, als er an der Steinplatte im Siebenwalde vorüberkam, wo er die Glaskugel aus dem Beerenkrüglein wiedergefunden hatte und ein wirkliches Kleinod dazu, ein wunderfeines Mädchen, das ihm über alle Schätze der Welt lieb und teuer war, nicht bloß als Bäschen. Die Verwandtschaft war so weitschichtig, eigentlich mehr eine Gevatterschaft aus früheren Zeiten, so daß sie kaum der Rede wert war. Aber dem Jörgel war sie heute hochwillkommen. Denn, wie hätte er es wagen sollen, das Haus einer ganz Fremden zu betreten?

„Glück auf!“ schrie Krischa dem Jörgel zu, als er durch den Siebenwald ging. Aber der hörte es nicht vor lauter Wonnesinnen und Erwartung. Und wenn ihm jemand auf dem Wege begegnete, überhörte er Gruß und Zuruf, und die Leute wunderten sich über den seltsamen Wandersmann, der wie auf Federn dahinhüpfte.

Jetzt sah Jörgel schon das Haus auf der Sonnenhalde, und eine Gestalt kam aus dem Hause und sah auf die Waldstraße hernieder, als erwarte sie jemand.

„Das ist gewiß Maria“, dachte Jörgel bei sich. „Ach Gott, wie mag dieses Wiedersehen werden!“

Das Herz schlug ihm bis zum Gurgelzäpflein hinauf. Und wie er jetzt aus dem Gnadenwalde auf die Sonnenhalde trat, sah er, wie sauber alles war, und er freute sich über alle Maßen.

„Hier ist's ja so schön wie im Paradies!" rief er laut vor sich hin.

„Das freut mich, wenn es dir hier gefällt!" rief eine feine Stimme aus der Sommerlaube. „So grüß dich Gott tausendmal, lieber Vetter!"

Maria trat aus der Laube und reichte Jörgel beide Hände zum Gruß. Dieser konnte nichts sagen, so benommen war er von ihrer Schönheit und ihrem feinen Wesen. Er drückte nur stumm ihre Hände und folgte ihr ins Haus. Maria aber führte ihn in ihre Kammer und zeigte ihm die Glaskugel auf ihrer Kommode. „So hast du noch ein wenig an mich gedacht, liebes Bäschen?" fragte Jörgel und wurde feuerrot.

Maria aber nickte nur und führte ihren Besuch wieder hinaus in die Sommerlaube.

Das Gesinde, das auf dem Anger vor dem Hause Kurzweil trieb, nickte sich bedeutungsvoll zu, und der Großknecht sagte: „Es wär' mir ganz recht, wenn das der neue Herr würde. Dieser Mann gefällt mir."

„Und sie passen so gut zusammen", sagte die Kleindirn. „Schöner könnten sie die Tauben nicht zusammentragen."

In der Sommerlaube aber war es lange Zeit still.

Die jungen Leute saßen einander gegenüber und hielten sich bei den Händen. Endlich sagte Jörgel: „Bei dir ist es so schön, Maria, daß ich immer hier bleiben möchte. Ich bin daheim nicht angebunden, sondern kann auch bei dir als — Knecht eintreten. Wenn es dir recht wäre . . ."

„Freilich wäre es mir recht, wenn du da wärest", sagte Maria, „aber als Knecht schickt es sich nicht. Ein Knecht kommt und geht wieder . . . Aber du sollst immer bei mir bleiben . . ."

„Ist das dein Ernst, Maria?" fragte Jörgel.

„Ja, es ist mein heiliger Ernst."

Jetzt erhob sich Jörgel — er wußte gar nicht, woher ihm dieser plötzliche Mut kam — und setzte sich an Marias Seite.

Dann war es wieder eine Zeitlang still in der Sommerlaube — mäuschen- und märchenstill.

+

„Weißt du die Neuigkeit schon?" fragte Jörgels Schwägerin ihren Mann. „Der Jörgel heiratet die Jungfer Tausendfein auf der Sonnenhalde im Gnadenwald. In vier Wochen ist schon Hochzeit."

„Was du nicht sagst!" wunderte sich Jörgels Bruder, der Bauer. „Macht dieser Duckmäuser so ein Glück! Und tut, als könnte er nicht bis fünf zählen. Na, mir kann's recht sein, obwohl ich keinen so billigen Knecht mehr kriege wie den Jörgel."

Und wirklich — in vier Wochen war Hochzeit.

Und nach wieder vier Wochen stand bei der Steinplatte, darauf die Glaskugel gelegen hatte, ein Bildstock mit einem metallenen Schrein, der vorn vergittert war. Durch das Gitter sah man etwas Blaues blitzen wie einen Demantstein.

Im Holzschaft der Bildsäule stand eine Inschrift: Wer auf Gott vertraut, hat auf keinen Sand gebaut. Darunter waren die Anfangsbuchstaben von zwei Namen zu lesen: Jörgel Ohngefahr und Maria Tausendfein.

So oft die beiden zu dem Bildstock kamen, gedachten sie immer von neuem ihres namenlosen Glückes und der seltsamen Fügungen, die sie zusammengeführt hatten.

Im Wipfel der Wettertanne aber saß jedesmal auch Krischa und rief weit in die Runde: „Es gibt doch noch Wunder! Und eigentlich habt ihr euer ganzes Glück doch nur mir zu verdanken. Denn hätte ich damals die Glaskugel nicht für einen Demantstein gehalten und Krascha, meiner Alten, als Morgengabe für die Brut gebracht, was wüßtet ihr zwei voneinander? Was wär's mit eurem Glück? Es war also doch ein richtiger Demantstein, wenigstens für euch Glückliche!"

Alte Weissagungen

Zukünftige Ereignisse der Weltgeschichte werfen ihre Schatten in unsere Winterstube, Ereignisse, die damals niemand im Ernste für möglich hielt, die aber inzwischen zum Teil schon eingetreten sind. Diese Weissagungen liegen mindestens schon hundert Jahre zurück, denn die Erzähler beriefen sich immer auf die „Alten und Uralten", nämlich die Voreltern, aus deren Munde sie diese Dinge gehört hatten, deren Wesentliches ich aus der Erinnerung wiedergebe:

„Es wird eine Zeit kommen, da wird die Welt voll Fabriken und Eisenbahnen sein. Auch im Vorwald vor den Bergen draußen bauen sie eine solche Bahn, und kaum ist sie fertig, geht's schon los auch. Ein Krieg wird kommen, wie die Welt noch keinen erlebt hat, und grad' geschwind muß es gehen, daß

die Krieger an die Grenzen kommen. Heimzu geht's aber nachher langsamer . . ."

Die Bahn durch den Vorwald zwischen Kalteneck, Tittling, Schöllnach, Hengersberg und Deggendorf ist im Jahre 1914 fertig geworden. Ihre ersten Fahrgäste waren tatsächlich die Krieger, denn am ersten August 1914 wurde diese Bahnlinie feierlich eröffnet und schon am nächsten Tage fuhren die Einberufenen auf ihr hinaus in den größten aller Kriege.

Diese Genauigkeit der Angaben, dieses fast wunbare Zusammentreffen von Voraussage und Wirklichkeit hat mir immer ganz besonders zu denken gegeben. Wer konnte damals, als diese Weissagung schon in aller Munde war, auch nur ahnen, daß im Vorwald jemals eine Bahn gebaut würde? Habe doch ich selbst diese Weissagung schon zwanzig Jahre vor diesem Bahnbau gehört, und die Erzähler beriefen sich auf eine noch viel frühere Zeit, in der es überhaupt noch keine Eisenbahnen gab!

„Durch einen Kleinen geht der große Krieg an. Zum Schluß kommt einer übers Wasser, der macht den Krieg aus."

Das kleine Serbien und das große Amerika — jetzt wissen wir's genau, weil die Dinge hinter uns liegen.

„Nachher kommt eine Zeit, wo alles drunter und drüber geht. Einer ist über dem andern, und das Geld hat gar keinen Wert mehr. Die Reichen werden arm, und die Armen noch notiger, denn bald darauf kommt wieder eine Zeit, wo man das Geld suchen muß, aber die wenigsten erwischen eins."

Auch diese Voraussage ist in Erfüllung gegangen: Revolution, Inflation, Reparation und Deflation

durch die neue Währung sind die Marksteine am Erfüllungsweg dieser Weissagung.

„Nach diesem Krieg wird es in Deutschland keinen Thron und keinen Fürsten mehr geben. Am allerschlechtesten aber geht es dem König von Preußen. In Rußland wird's ganz grausam zugehen. Da kommt der Antichrist auf und bringt alles um, was ihm nicht pariert. Der Kaiser und seine Leute, der ganze Adel und viele Geistliche werden einfach ermordet. Das halbe Land stirbt aus, weil eins über das andere herfällt. Alle Schlösser brennen sie nieder und die Kirchen brechen sie ab. Leichen liegen überall soviel umeinander, daß sie niemand eingraben kann. Ein solcher sträflicher Frevel ist da überall, wie's auf der ganzen Welt noch keinen gegeben hat. Aber die Strafe Gottes bleibt nicht aus: Das russische Reich wird nachher ganz zerfallen, und jeder, der will, kann sich einen Brocken davon nehmen.

Polen klaubt sich wieder zusammen und wird großmächtig, wie es zuerst gewesen ist. Ein Habsburger wird dort König im Land.

Aber ganz schlecht wird es England gehen. Dort geht's fast so grausam zu wie in Rußland. Die Iren und Schotten tun sich zusammen und machen das halbe Volk hin. Der König wird vertrieben und das Land wird so arm, wie's heut' reich ist. Die englische Weltherrschaft wird in einer Nußschale Platz haben, weil sich alle ausländischen Besitzungen lossagen und freimachen.

Frankreich geht's auch nicht viel besser. Das wird nach dem großen Krieg wieder einen Krieg führen, aber auswärts, und der geht ihm nicht gut hinaus. Da macht nachher das Volk daheim einen

Aufstand und bringt den Präsidenten um. Da müssen eine Masse Leut' das Leben lassen und die Hauptstadt Paris wird halbet niederbrennt.

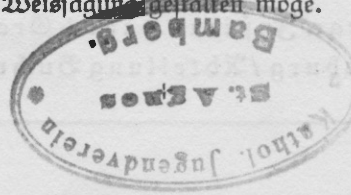
Italien kriegt goldene Zeiten. Das stellt sich fest auf die eigenen Füß', und wenn es stark geworden ist, gibt es auch dem Papst seine Freiheit wieder. Das wird dem Land ein großer Segen sein.

Österreich wieder fällt ganz auseinander. Wien wird veröden, die Kaiserpaläste werden zerfallen, der Adel wird abgeschafft und auf dem Stephansplatz wird Gras wachsen. Die deutschen Länder Österreichs, aber auch Holland und die Schweiz werden freiwillig zu Deutschland kommen, wie sich auch im Norden Dänemark, Schweden und Norwegen zu einem großen Reiche zusammentun.

Sonst hören alle Königreiche und Fürstentümer zu bestehen auf.

Deutschland wird Schweres durchzumachen haben. Aber schließlich kommt ein frommer, gerechter Kaiser auf, der die Völker einigt. Unter seiner weisen Regierung kommt das Land wieder zu Frieden, Wohlstand und Macht, die es über alle andern Länder erhebt. Und alle fremden Völker werden sich Deutschland zum Muster nehmen."

Ein großer Teil dieser alten Weissagungen ist schon in Erfüllung gegangen. Zum Teil stehen wir mitten im Fluß der Ereignisse. Was weitcr geschehen wird, weiß Gott allein. Wir können nur wünschen, daß sich wenigstens unseres Vaterlandes Zukunft im Sinne der Weissagungen gestalten möge.



Tristram Lloyd

Roman eines Journalisten von Patrick Sheehan, deutsch von Fr. R. v. Lama. Aus dem Nachlaß vollendet und herausgegeben von P. Henry Gaffney O. Pr. Mit einer biographischen Einführung von Rev. J. H. Heuser. 276 Seiten, Format 12×20 cm, feinstes holzfreies Papier.

Preis gebunden RM. 4.50, broschiert RM. 3.50

Neues vom Büchermarkt: „Funkensprühender irischer Humor. Tempo, Spannung, Gift, Revolver, wahnsinnige Jagd durch den ganzen Kontinent. Und noch kein Höhepunkt! Bis die letzten Seiten die Hochspannung lösen und wir Tristram dem Strick, den ihm der Richter schon um den Hals legte, entrissen wissen."

Das Katholische Buch: „... Es ist ein tiefes und erfreuliches Buch, melancholisch und gelegentlich von einem unwiderstehlichen irischen Humor durchsonnt. Dazu abenteuerlich wie eine Detektivschwarte. Das in jeder Hinsicht erfreuliche Werk ist gut lesbar übersetzt, sorgfältig gedruckt und fein ausgestattet. Der niedrige Preis ist besonderen Lobes wert."

Der Marienpsalter: „Auch dieses Buch enttäuscht den Sheehanfreund nicht: feiner, mildironischer Humor, tiefste Tragik, bezwingende Stimmungsgewalt in der Darstellung dunkel traurigen Menschenschicksals, rätselhafter Gewalten, reich wechselnder Naturszenen. Welch ein Dichtergemüt leuchtete in der Seele dieses Iren! — Dazu die interessante Einleitung über den Werdegang des Schriftstellers und Priesters Sheehan."

Sankt Antonius: „... Und wieder ganz ‚Sheehan'! Humor und Ernst ganz dicht beieinander, aber nie gemacht. Alles flutet aus starkem Geschehen, das in halb Europa spielt, und vor allem auch den Werdegang eines Zeitungsmenschen schildert. Alles packend und wahr. Wertvolles Büchergut. Für jede Bücherei."

Literar. Institut Haas & Grabherr
Augsburg / Abteilung Buchverlag

Weitere Werke des Verfassers:

Im Verlag Haas & Grabherr, Augsburg

Die Sommerfrische, Eine Geschichte vom biederen Landvolk, von vornehmen Herrenleuten u. allerlei Lumpen, mit Bildern von Karl Sigrist
236 Seiten, Format 12×20 cm, feinstes holzfreies Papier
Preis gebunden RM. 4.50, brosch. RM. 3.50

Urwuchs, Fröhliche Geschichten
240 Seiten, Format 12×20 cm, feinstes holzfreies Papier
Preis gebunden RM. 4.—, brosch. RM. 3 —

Bei uns im Wald, Handfeste Heimatgeschichten
204 Seiten, Format 14×19 cm, reich illustriert
Preis gebunden RM. 1.50

Im Verlag Manz, Regensburg

Ursula Kronawitter, Roman, 2. Auflage

Die seltsame Hochzeit, Roman

Das große Glück, Erzählungen, 6.—9. Tausd.

Waldsegen, Erzählungen, 6.—9. Tausend

Im Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Wie's daheim war, Jugenderzählungen
11.—15. Tausend

Im Heimatbücher-Verlag, München

Schellingstraße 39

Am Sonnenbüchl, Fröhliche Geschichten
5. Tausend

